

43. Jahrgang, Ausgabe 02/2021
ISSN 2627-051X

 **WEISSER RING**

Wir helfen Kriminalitätsoptionen.

Forum Opferhilfe

Magazin des WEISSEN RINGS

Feind-Bilder

„Um runterzukommen, fahre ich sehr gerne Zug. Ich steige vor dem Sonnenaufgang ein und erlebe dann die Dämmerstunden in der Bahn. Ich liebe diese friedliche Stimmung, manche lesen oder arbeiten, einige schlafen. Da kann ich gut nachdenken. Zu Hause wartet meine Hündin Juni auf mich. Sie ist schon 14 Jahre alt. Früher war sie wirklich 100 Volt, hat immer viel Quatsch gemacht, jetzt ist sie ruhiger geworden. Ich setze aber darauf, dass sie mindestens 19 Jahre alt wird.“

SILKE WAGNER

Das Titelfoto dieser Ausgabe unseres Mitgliedermagazins stammt aus der Ausstellung „Menschen – Im Fadenkreuz des rechten Terrors“. Die Ausstellung entstand unter Federführung des gemeinnützigen Recherchezentrums Correctiv und wird unterstützt vom WEISSEN RING. Mehr Informationen finden Sie auf S. 13, weitere Porträtbilder im Heft verteilt.

Liebe Leserinnen und Leser,



wir möchten, dass die Gesellschaft mehr über Kriminalitätsoffer spricht und über einen besseren Opferschutz. Wir wollen dazu Denkanstöße geben, Debatten anschieben, vielleicht auch mal dem einen oder der anderen dabei auf die Füße treten. Mit der letzten Ausgabe unseres Magazins „Forum Opferhilfe“, die sich um unser Jahresthema „Hass und Hetze“ drehte, haben wir dieses Ziel eindeutig erreicht: Auf das Heft mit dem Titel „Die gereizte Republik“ bekamen wir weit mehr als hundert Rückmeldungen, darunter gleichermaßen harsche Kritik und begeistertes Lob.

In einer Gesellschaft, die sich zunehmend zu spalten scheint, die gleichermaßen zu verrohen droht, ist nichts so wichtig wie der Dialog. Deshalb setzen wir unseren Kurs mit diesem Heft fort. Unter dem Titel „Feind-Bilder“ blicken wir auf Menschen, die Ablehnung erfahren, Hass und sogar rohe Gewalt, weil sie anders aussehen, leben, denken oder wählen. Im Wortsinn um Feind-Bilder geht es in der Ausstellung „Menschen – Im Fadenkreuz des rechten Terrors“ des gemeinnützigen Recherchebüros Correctiv, die der WEISSE RING unterstützt und im Heft vorstellt. Im Mittelpunkt stehen Menschen, deren Namen sich auf den sogenannten Feindeslisten von Rechtsextremen finden. Der CDU-Politiker Walter Lübcke stand auf einer solchen Liste, bevor er ermordet wurde. Die Ausstellung zeigt aber nicht die Politikerinnen, Journalisten oder Aktivistinnen, die ins Fadenkreuz der Terroristen geraten sind, sondern die Menschen: Menschen, die Familien haben, das Angeln oder Kochen lieben, die gern im Garten arbeiten.

In diesem Heft soll es nicht ausschließlich um unser Jahresthema „Hass und Hetze“ gehen, aber immer wieder. Vor wenigen Wochen hat der Bundesinnenminister den Verfassungsschutzbericht 2020 vorgestellt. „Wir haben einen Alarmzustand“, warnte Horst Seehofer (CSU): „Rechtsextremismus und Rechtsterrorismus bleiben die größte Bedrohung für die Sicherheit in Deutschland.“ Aber auch die linksextreme Szene agiere zunehmend aggressiv, Gefahr gehe zudem vom islamistischen Terrorismus aus. Insgesamt ist seit der Corona-Pandemie die Zahl der extremistischen Straftaten ebenso wie die Gewaltbereitschaft noch einmal gestiegen.

Wer das so hinnimmt, wer darüber nicht sprechen will und handeln, schafft täglich neue Opfer. Das können und wollen wir vom WEISSEN RING nicht akzeptieren.

Ich wünsche Ihnen anregende Lektüre.

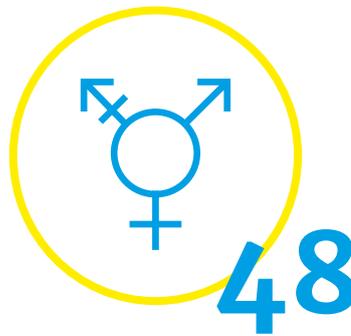
Ihre Bianca Biwer

Bianca Biwer, Bundesgeschäftsführerin des WEISSEN RINGS

Inhaltsverzeichnis



36



Themenschwerpunkt

- S. 5 Das Leiden der Anderen**
Warum bewegen uns Verbrechen einmal mehr und einmal weniger?
- S. 13 Menschen**
Im Fadenkreuz des rechten Terrors – eine Ausstellung von Correctiv
- S. 18 „Um mich herum liegen Glasscherben, mittendrin liege ich“**
„Bitte halten Sie Abstand!“ Wie eine einfache Aufforderung zu roher Gewalt führte
- S. 20 Gelsenkirchener Grenzüberschreitung**
Nach dem Abstieg von Schalke 04 jagten Fans Spieler. Wie kam es zu dieser Eskalation?
- S. 28 Das Ende der Meinungsfreiheit?**
Schweigen im Netz: Wie Hass und Hetze Menschen vertreibt
- S. 46 „Übernehmt endlich Verantwortung!“**
Die Jüdin Christina Feist nimmt nach dem Anschlag von Halle die Deutschen in die Pflicht
- S. 48 Leben im Dazwischen**
Als Transmensch befindet sich Matthias Dalbert in ständiger Alarmbereitschaft
- S. 52 Lob und Tadel**
Leserreaktionen: Die Ausgabe „Die gereizte Republik“ stieß auf erbitterte Ablehnung und auf begeisterte Zustimmung

Aktuell

- S. 30 Suff und Sühne**
Wer im Rausch Straftaten begeht, wird häufig geringer bestraft. Wie fair ist das für die Opfer dieser Taten?
- S. 36 „Wir haben ein Zerrbild von Kriminalität“**
Wer Ungleichheit bekämpft, bekämpft Verbrechen – Interview mit Armuts- und Reichtumsforscher Christoph Butterwegge

Rubriken

- S. 41 Kurz notiert**
- S. 54 Danke**
- S. 55 Impressum**

Ehrensache

Im Innern: Das Heft im Heft

Das Leiden der Anderen



Eine Frau stellt eine Kerze bei einer Gedenkveranstaltung für das Todesopfer des islamistischen Messerangriffs von Dresden auf. • Foto: Marcel Kusch/dpa

Es gibt Verbrechen, die ein ganzes Land bewegen, wochenlang. Andere Verbrechen finden kaum Aufmerksamkeit, obwohl sie nicht weniger schlimm sind. Wie kann das sein? Warum berühren uns manche Taten mehr als andere? Und was sagt das über unsere Gesellschaft aus?

In Dortmund gibt es einen Boulevardjournalisten, er liefert Fernsehbeiträge aus dem gesamten Ruhrgebiet. Wenn irgendwo etwas passiert, ein Gewaltverbrechen zum Beispiel, dann schickt er Leute mit der Kamera raus.

Vorher aber schaut er, wer die Opfer sind: Welche Nationalität haben sie? Der Journalist ist ein alter Hase im Nachrichtengeschäft, er weiß: Geht es um Gewalt unter Ausländern, Türken etwa, interessiert das seine Abnehmer nicht. Weil es deren Kunden vor den Fernsehgeräten nicht interessiert. Es ist ihnen zu fremd, zu weit weg, unverständlich. Sie schalten dann um. Das sei ein Gesetz des Marktes, sagt der Boulevardjournalist, dagegen könne er nichts machen. Er schickt dann in der Regel keine Leute raus.

Ein Verbrechen aber ist ein Verbrechen, ob es einen Deutschen trifft oder einen Türken, es ist immer gleich schlimm. Wenn es also stimmt, was der geschäftstüchtige Boulevardjournalist sagt, wenn Gewalt unter Deutschen eine Nachricht ist, Gewalt unter Ausländern hingegen weniger – was stimmt dann nicht mit dem Markt, mit den Fernsehzuschauern, mit unserer Gesellschaft? Warum berühren uns die einen Verbrechen, die anderen aber nicht?

01 Unterm Radar

Knapp 40 Journalisten und Zuschauer hätten an diesem Apriltag im Hochsicherheitstrakt des Oberlandesgerichts Dresden Platz, gekommen ist knapp die Hälfte. Kaum 20 Menschen, abgeschirmt hinter Glaswänden, schauen auf Bildschirme, dort ist Oliver L. zu sehen, ein 54-jähriger Lohnbuchhalter, zugeschaltet aus Köln. Oliver L. ist nicht nach Dresden gekommen an diesem Tag, er muss sich nicht noch einmal in der Stadt aufhalten, in der er am 4. Oktober 2020 eine Messerattacke nur knapp überlebte. In der er seinen langjährigen Lebensgefährten Thomas L. durch die Messerstiche verlor. In der er im Gerichtssaal dem Täter erneut begegnet wäre. Einem Islamisten, der auf Oliver L. und seinen Lebensgefährten einstach, weil er sie als homosexuelles Paar identifiziert hatte.

Ein islamistischer Anschlag in der Dresdner Altstadt: Medien berichteten, stellten Fragen, die rechten Twitter- und Telegram-Blasen glühten. Aber nur kurz. Je sichtbarer das Motiv Homophobie wurde, desto unsichtbarer wurde die Empörung. Ein halbes Jahr nach der Tat läuft der Prozess in Dresden weitgehend unterm öffentlichen Radar.

Erinnerung an George Floyd, ermordet durch einen Polizisten • Foto: F. Muhammad/Pixabay





Ob eine Nachricht als wichtig empfunden wird oder nicht, hängt von sogenannten Nachrichtenfaktoren ab. Einer der wichtigsten Nachrichtenfaktoren im Journalismus ist die Nähe.

Im Journalismus spricht man von sogenannten Nachrichtenfaktoren, die darüber entscheiden, ob eine Nachricht als interessant empfunden wird oder nicht. Einer der wichtigsten Nachrichtenfaktoren ist die Nähe. Ein Mord in der Nachbarschaft wühlt Menschen mehr auf als ein Mord am anderen Ende der Stadt. Ein Mord am anderen Ende der eigenen Stadt mehr als ein Mord in einer fremden Stadt. Ein Mord in Deutschland mehr als einer in der Türkei. Aber Nähe ist nicht allein eine geografische Kategorie, Nähe kann auch politisch sein oder kulturell. Ein Mord in den USA ist den meisten Deutschen näher als einer in Ägypten, obwohl Ägypten geografisch weniger weit entfernt liegt. Ein Brand in einer christlichen Kirche bewegt sie mehr als einer in einer Moschee. Der Boulevardjournalist würde vielleicht sagen: Armin ist meinen Zuschauern näher als Achmed. Und womöglich ist den meisten Fernsehzuschauern und Zeitungslern ein heterosexuelles Paar näher als ein homosexuelles.

Es gibt Gewalttaten, die bewegen ein ganzes Land. Der Mord an der 14-jährigen Susanna 2018 in Wiesbaden (Hessen) war so ein Fall, vergewaltigt und getötet von einem Asylbewerber. Oder der Mord an der 15-jährigen Mia 2017 in Kandel (Rheinland-Pfalz), getötet von einem Flüchtling; monatelang nahm eine breite Öffentlichkeit Anteil. Der Mord an der 19-jährigen Maria 2016 in Freiburg, vergewaltigt und getötet ebenfalls von einem Flüchtling.

Andere Gewalttaten bewegen die Öffentlichkeit anders oder gar nicht. Als im April 2021 eine Mitarbeiterin in einer Potsdamer Pflegeeinrichtung vier Menschen mit Behinderung tötet und eine weitere Bewohnerin schwer verletzt, fokussiert sich die öffentliche Diskussion schnell auf die mutmaßliche Täterin und ihr Motiv. Tötete sie vielleicht aus Mitleid? Wollte sie schwer kranke Menschen erlösen? War sie überfordert mit der schweren Arbeit? Oder einfach nur psychisch krank?

Der Vorstand der Wohneinrichtung muss in Zeitungsinterviews Stellung beziehen zu Pflegeschlüssel, Personalstand, Sicherheitssystemen. Die Frage, wer die Opfer waren und wie sie lebten vor ihrem gewaltsamen Tod, spielt in der Berichterstattung kaum eine Rolle. Als im Februar 2020 ein 43-jähriger Deutscher im hessischen Hanau zunächst neun Menschen mit Migrationshintergrund erschießt und anschließend seine Mutter und sich selbst, herrscht nach erster Aufregung und Terrorangst eher öffentliche Ratlosigkeit als öffentliches Mitgefühl. Deutschland rutscht in die Corona-Pandemie, erst zum Jahrestag rückten Medien die Opfer verstärkt in den Mittelpunkt. Ihre Namen kennt bis heute kaum einer, sie klingen fremd und sind schwer zu merken.

Auch in Dresden wird es schnell still nach der Tat.

Im Gerichtssaal herrscht Stille, als Oliver L. tief durchatmet und zu schildern beginnt, was an jenem Abend in der Rosmaringasse genau geschah – ganz in der Nähe des Dresdner Neumarkts und der berühmten Frauenkirche. „Wir sind einen Tag vorher angereist“, sagt L. und erzählt, dass er und sein Partner in Sachsen Urlaub machten. Anders als am Anreisetag sei der Neumarkt geradezu „menschenleer“ gewesen. „Merkwürdig“ habe er das gefunden. Schließlich war es ein Samstagabend. Sie hätten etwas gegessen, ein Glas Wein getrunken und seien dann vom Neumarkt in die Rosmaringasse eingebogen. L. stockt, kurz ringt er um Fassung. Als er und Thomas L. die Gasse hinunterliefen, habe ihnen plötzlich jemand von hinten auf den Rücken geschlagen. Jedenfalls habe es sich angefühlt wie ein Schlag. Sie hätten sich beide gleichzeitig umgedreht. Es war aber kein Schlag. Ein Mann hatte mit Küchenmessern von hinten auf sie eingestochen.

Oliver L. hat ein freundliches Gesicht, aber jetzt verzieht es sich vor Schmerz. „Ich habe immer wieder um Hilfe gerufen und gedacht: Warum kommt denn keiner?“ Er habe direkt in eine Bar schauen können, es ist die Bar „Alex Dresden am Schloss“. An die nächsten Momente könne er sich nicht mehr erinnern. Der Richter hakt nach, er will sichergehen, dass L. nichts mehr weiß. Oliver L. blickt gequält. Er schnieft, räuspert sich. Energisch schüttelt er den Kopf. „Nein“, sagt er, „als wäre ich eine Zeit lang nicht da gewesen.“ Erst als drei Helfer aufgetaucht seien, setzte seine Erinnerung wieder ein. „Ich lag auf dem Boden, eine Frau half mir“, sagt er. Er habe Thomas liegen gesehen und immer wieder gefragt, wie es ihm geht. Auch erinnert er sich, mehrmals gesagt zu haben: „Ich bekomme so wenig Luft, ich bekomme keine Luft.“

Ich bekomme keine Luft. I can't breathe.

02

Am Kippunkt

In Bloomington, USA, lehrt an der Indiana University Indiana seit 25 Jahren ein deutscher Wissenschaftler: Fritz Breithaupt, geboren 1967 in Baden-Württemberg, Brille, breites Lachen, auch mit Mitte 50 noch ein studentischer Typ. Im Mai 2020 hielt er eine Intensivvorlesung an der Uni, 250 Studentinnen und Studenten nahmen teil. Dann starb George Floyd, getötet durch einen Polizisten in Minneapolis, USA, und eine Reihe Studierender erklärte Breithaupt, sie könnten vorerst nicht mehr zu seiner Vorlesung kommen. Sie wollten stattdessen an den „Black Lives Matter“-Demonstrationen teilnehmen. In den USA, aber auch in Deutschland und in anderen Staaten, gingen Menschen auf die Straßen, sie trugen T-Shirts und Transparente mit dem Satz, den Floyd in den letzten Minuten seines Lebens mehr als 20-mal gesagt hatte: „I can't breathe“.

Breithaupt hat sich einen Namen gemacht als Forscher zum Thema „Empathie“. Das ist ein Begriff, der helfen kann, wenn man Antworten sucht auf Fragen wie diese: Warum fühlen Menschen nach Gewalttaten einmal mehr mit und einmal weniger? Braucht eine funktionierende Zivilgesellschaft nicht Mitgefühl für alle? Wie lässt sich das erreichen? „Empathie“, sagt Breithaupt, „ist Teil der Lösung. Aber Empathie ist auch Teil des Problems.“

Da liegt jemand auf dem Boden, ein Polizist hat ihn niedergedrückt, er kniet nun auf dem Nacken des Liegenden. I can't breathe, ich kann nicht atmen, bettelt der Mann am Boden immer wieder. Wer die Szene beobachtet, zum Beispiel im Internet, das Video wurde millionenfach geteilt, empfindet Empathie. „Aber“, sagt Breithaupt, „die Frage ist doch: Aus welcher Position nehme ich das wahr?“ Empfinde ich die Todesangst von George Floyd am Boden nach? Empfinde ich eher die Hilflosigkeit des Beobachters, der helfen möchte, aber nicht kann? Oder kann ich vielleicht sogar den Polizisten verstehen, der einen möglicherweise gefährlichen Vorbestraften niederringt?

Es gibt Experimente, die das vermutete Schmerzempfinden von Fremden abfragen. Die Teilnehmer sehen eine Hand, in die hineingestochen wird, mal etwas stärker, mal leichter, und sie sollen sagen, wie stark wohl der Schmerz ist, den der Mensch hinter der Hand empfindet. Wenn die Hand schwarz ist, gehen die meisten Teilnehmer davon aus, dass der Schmerz nicht so stark ist.



„Black Lives Matter“ bedeutet übersetzt so viel wie „Schwarze Leben zählen“. Die Bewegung entstand nach Tötungen von Schwarzen durch weiße Polizisten in den USA. Vor allem nach dem Tod von George Floyd 2020 kam es auch international zu schweren Protesten.

In Hanau sterben neun Menschen mit Migrationshintergrund in und vor Shisha-Bars. Vermutlich sind vielen Fernsehzuschauern, die zum Beispiel in Nordrhein-Westfalen die Fernsehbeiträge des Dortmunder Boulevardjournalisten sehen, Shisha-Bars fremd. Vermutlich sind ihnen auch die Namen der Toten fremd, ihre Leben sowieso. Vielleicht haben sie Vorurteile: Diese Menschen mit den fremden Namen sind doch Gewalt gewöhnt, sie sind womöglich selbst kriminell, wer weiß das schon, sie bleiben doch sowieso meistens unter sich. So war es nach der Mordserie der rechtsextremen Terrorgruppe NSU, bei der neun Menschen mit Migrationshintergrund und eine Polizistin starben. Öffentlichkeit und Polizei gingen jahrelang davon aus, dass die Täter aus dem Umfeld der Opfer kommen müssten. Es gab den Begriff der „Döner-Morde“, die Polizei ermittelte, ob die Opfer in kriminelle Machenschaften verwickelt waren, die die Taten erklären könnten. Die Leben der Opfer von Hanau mögen vielen Menschen in Deutschland fremd sein. Mit dem Leben des Täters, eines 43-jährigen Deutschen aus der Stadt, haben sie möglicherweise deutlich mehr Gemeinsamkeiten.

Täter-Opfer-Geschichten sind die stärksten Erzählungen, die es gibt. „In dem Moment, in dem es zu Polarisierungen kommt, neigen die meisten Menschen dazu, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen“, sagt Professor Breithaupt. Medien böten den Menschen dabei eine Perspektive an. Aber es gebe eben auch Opfer-Geschichten, die medial nicht so gut funktionieren. War es so in Hanau? Wenn Fernsehzuschauer sagen: Ich gehe nicht Shisha-Bars, ich kenne die nicht, das hätte nicht ich sein können, der da sitzt und eine Wasserpfeife raucht. Wenn ihnen aber vielleicht die Gedanken des Täters bekannt vorkommen: Ausländer überrennen dieses Land, rotten sich zusammen, bedrohen unser vertrautes Leben. Das muss nicht bedeuten, dass diese Fernsehzuschauer die Mordtaten weniger verabscheuenswürdig finden oder gar gutheißen. Es kann aber bedeuten, dass sie die Tat weniger berührt.

03

Im Dunkeln

Aber warum konnte das Sterben von George Floyd zu einem Kippunkt werden? Der Tod eines vorbestraften Schwarzen in den USA? Fritz Breithaupt glaubt erstens: weil es zu viele solcher Momente waren. Wieder ein toter Schwarzer, wieder getötet von einem weißen Polizisten, es reicht. Vor allem aber glaubt Breithaupt zweitens an die Macht der Medien. Der Tod von Floyd war sofort online, weltweit zu sehen in den sozialen Medien, nachzuschauen im Fernsehen, nachzulesen in der Presse. Breithaupt hält die Bilder aus Minneapolis für einen der drei stärksten Medienmomente der vergangenen 20 Jahre. Die anderen beiden Momente waren die Live-Bilder vom Fall der Türme des World Trade Centers nach dem Terroranschlag 2001 und das Foto des Flüchtlingsjungen Alan Kurdi, der 2015 tot am türkischen Mittelmeerstrand lag, als ob er schlief. 2020 gab es dann die Bilder des großen, muskulösen George Floyd, der weinte und um sein Leben bettelte. Auf seinem Nacken kniete derweil der Polizist. Das Video ließ die Welt unmittelbar dabei sein.

Im Hochsicherheitstrakt des Oberlandesgerichts in Dresden im April 2021 will der Richter wissen, ob sich das Paar an den Händen hielt. Liefen Sie eng nebeneinander? Wer ging links, wer rechts? „Ich war auf der rechten Seite. Wir gingen nebeneinander. Ich würde ausschließen, dass wir Hände gehalten haben ... das machen wir eigentlich nie ... aber ich weiß es nicht“, sagt Oliver L. „Ich denke, wir gingen normal nebeneinander her.“ Noch einmal schildert er seine Erinnerungen. Er habe einen Schlag auf den Rücken gespürt, als ob jemand ihn im fernen Dresden erkannt habe.

„Ich bin zu Boden gesunken“, sagt Oliver L. Thomas L. habe auf der Seite gelegen. Seltsam sei gewesen, dass er auf einmal mehrere Meter weit entfernt gelegen habe. Immer wieder habe er im Krankenwagen und in der Vernehmung nach ihm gefragt. Erst am nächsten Tag nach der Vernehmung hätten ihm „sechs, sieben, acht Ärzte“ dann gesagt, was mit Thomas L. passiert ist. Er war verstorben. Aus dem Leben gerissen. Zu schwer waren die Verletzungen. Siebeneinhalb Jahre waren Oliver L. und Thomas L. ein Paar.

Auch Oliver L. hatte schwere Verletzungen. 42 Tage war er krankgeschrieben, erzählt er. Seitdem arbeite er wieder. „Weil es hilft.“ Die körperlichen Schäden seien verheilt, nur die Stellen, in die der Täter stach, fühlten sich taub an. „Die Ärzte und Pflegekräfte waren unglaublich“, sagt er. Die hätten sich eingesetzt, seien toll gewesen. „Sonst wäre das nicht wieder geheilt.“

Der Staatsanwalt wendet sich L. zu: „Darf ich Sie fragen, wie es Ihnen seelisch geht?“ L. blickt nach unten, wieder atmet er tief durch. „Es fällt schwer, die Trauerbewältigung“, sagt er. „Die Arbeit hilft. Wenn ich abgelenkt bin, dann geht's. Aber ansonsten...“ Er bricht den Satz ab.

Im Thusnelda-von-Saldern-Haus in Potsdam sterben am 28. April 2021 vier Menschen: Martina W., 31 Jahre alt, Christian S., 35 Jahre alt, Lucille H., 42 Jahre alt, und Andreas K., 56 Jahre alt. Eine weitere Bewohnerin wird schwer verletzt. Insgesamt leben rund 60 Menschen in der Einrichtung, in der Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen betreut werden. Viel mehr erfährt die Öffentlichkeit nicht über die Opfer. Medien beschäftigen sich lieber mit der mutmaßlichen Täterin und forschen nach ihren möglichen Motiven.

Professor Dr. Karl H. Beine, 70 Jahre alt, ist Deutschlands führender Experte für das Thema Patiententötungen. Er beschäftigt sich damit, seit es an einer Klinik, an der er zu Beginn seiner Ausbildung gearbeitet hatte, zu solchen Taten gekommen war. Bis 2019 leitete er die Klinik für Psychiatrie im St.-Marien-Hospital in Hamm, Westfalen, und lehrte an der Universität Witten/Herdecke. Wenn man Beine fragt, warum die Opfer von Potsdam in der öffentlichen Debatte kaum eine Rolle spielen und ob es uns womöglich an Empathie fehle, wird er regelrecht zornig, seine Stimme wird hart.

„Empathie?“, fragt er. „Die Leute, die über solch einen Fall berichten, haben selten Berührung zu diesen Menschen: mehrfach behindert, pflegebedürftig, hilfsbedürftig. Sie wissen nichts über sie. Ohne persönliche Erfahrung unterstellen sie: So würde ich nicht leben wollen. Da wäre ich lieber tot.“ Für Beine ist es ein bekanntes Muster, dass nach Tötungen von schwer kranken oder behinderten Menschen schnell über Erlösung oder Mitleid als Tatmotiv diskutiert wird. Er nennt ein aktuelles Beispiel aus seinem Bundesland Nordrhein-Westfalen: In Essen wurde jüngst ein Arzt angeklagt, er soll Krankenhauspatienten mit Absicht tödliche Medikamente gegeben zu haben. Die örtliche Zeitung überschrieb ihren Bericht mit der Zeile: „Sterbehilfe für Corona-Patienten?“ Wenn Empathie die Fähigkeit meint, sich in einen anderen Menschen hineinzu fühlen und hineinzudenken, dann bringt die Öffentlichkeit viel eher Verständnis für den Arzt und seine



Foto: Michele Tantussi/Reuters/p-a Butzmann

schwierigen Arbeitsbedingungen auf. „Die Meinung überwiegt, wenn ich als Patient selbst in einer solchen Situation wäre, dann würde ich das auch so wollen, das ist doch kein Leben. Mit den Opfern beschäftigt man sich lieber nicht so genau“, sagt Beine. Aber er lässt keinen Zweifel: Solche „Helfer“ töten Menschen nicht aus Mitleid, allenfalls aus Mitleid mit sich selbst.

Beine ärgert dieser Perspektivwechsel schon lange. Bereits 2007 kritisierte er in einem Fachaufsatz für das „Deutsche Ärzteblatt“ eine „Spiegel“-Reportage zum Prozess gegen den Krankenpfleger Stephan L., der 2003/04 in der Klinik Sonthofen 29 Patienten mit Giftspritzen tötete. Beine sah darin „Vorurteile über die angeblich so seelenlosen Reparaturwerkstätten im Gesundheitswesen bedient“, er zitierte: „Menschen

werden da ‚zwecks Mobilisierung auf Nachtstühle verfrachtet‘, ‚Nahrung in sie hineingestopft, die sie nicht mehr schlucken konnten oder wollten‘. Über Stephan L. heißt es in dem Artikel: ‚Wäre er kaltschnäuziger gewesen oder abgestumpft oder weniger empathiefähig, hätte er die Taten vermutlich nicht begangen.‘“ Beine schreibt: „Auslöser und Schuldige sind so schnell gefunden: Ein inhumaner Medizinbetrieb und abgestumpfte, kaltschnäuzige oder verrohte Vorgesetzte, die die Not des neuen Kollegen ignorieren: So wird der Täter zum Opfer.“

Wer Mitgefühl wecken will für Opfer wie Martina W., Christian S., Lucille H. und Andreas K. in Potsdam, muss sie aus dem Dunkeln ins Helle holen – und darf nicht die Täter strahlen lassen.

Stilles Gedenken: Steffen Helbing vom Deutschen Gehörlosen-Bund und seine Frau Gerlinde trauern um die in Potsdam getöteten Menschen mit Behinderung.



04

Bei den Anderen

„Die dunklen Seiten der Empathie“, so hat Professor Fritz Breithaupt sein jüngstes Buch überschrieben. Darin beschreibt er, dass sich die Identifikation mit der vermeintlichen Opferseite steigern kann zu Hass und Hetze, sogar zu Gewalt. „Wenn die eigene Seite als Opfer gesehen wird, ist die andere Seite natürlich Täter“, sagt Breithaupt. Er erkennt darin einen wesentlichen Auslöser für Terrorismus, aber auch für Gewalttaten überhaupt.

Noch etwas kommt erschwerend hinzu. Wenn ein Deutscher in Hanau „Ausländer“ tötet, ein Islamist in Dresden Homosexuelle angreift, wenn eine Pflegerin Hilfsbedürftige von ihrem vermeintlichen Leiden erlö-

sen will, dann scheint sich diese Tat nicht gegen Menschen zu richten, sondern gegen Gruppen, gegen ihre Repräsentanten, vielleicht sogar gegen Symbole. Das lässt die Interpretation zu: Ich bin gar nicht betroffen, ich bin gar nicht gemeint. Weil ich kein Ausländer bin, kein Homosexueller, kein Pflegebedürftiger. Eine zweite Interpretation könnte sogar sein: Die sind mitschuldig an der Tat. Weil sie Ausländer sind, weil sie homosexuell sind, weil sie nicht der vermeintlichen Norm entsprechen. Auch deshalb sinkt der Nachrichtenwert einer solchen Gewalttat: Es geht ja um Andere.

Wie lassen sich diese Anderen ins Helle ziehen? Breithaupt sieht vor allem den Journalismus in der Pflicht, er müsse „mediale Hilfestellung“ leisten. „Journalisten müssen die Geschichten von viel mehr Menschen erzählen“, sagt er.

Dr. Tanjev Schultz, 47 Jahre alt, ist ein erfolgreicher Journalist, er recherchierte intensiv zur Plagiatsaffäre Gutenberg und zu den NSU-Morden, er wurde mit dem renommierten Nannen Preis ausgezeichnet. Seit 2016 lehrt er als Professor an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz und forscht über Journalismus. Er sieht gleich mehrere Gründe dafür, warum bestimmte Opfergruppen häufig im Dunkeln bleiben:

1. Für viele Medien sind bestimmte Gruppen keine Zielgruppe. Die Abnehmer der Bilder des Dortmund-Boulevardjournalisten gehen offenbar davon aus, dass Türken nicht zu ihren Zuschauern gehören.
2. Der Journalismus ist nicht sonderlich divers, zu vielen Gruppen fehlen den Redaktionen die Zugänge. Das galt für die Opferfamilien des NSU oder in Hanau, das gilt für die Opfer in Potsdam.
3. Wo kein Zugang ist, fehlt es an unverzichtbarem Material für eine Veröffentlichung: Fotos, Filmaufnahmen, O-Töne.
4. Medien stehen zunehmend unter wirtschaftlichem Druck, sie müssen ihre redaktionellen Ressourcen ökonomisch einteilen. Aufwändige Recherchen, etwa weil es an schnellen Zugängen fehlt, fallen als Erstes hinten runter.
5. Wenn Minderheiten von Gewalttaten betroffen sind, fehlt oft der öffentliche Druck, der Aufmerksamkeit auf den Fall zieht und dadurch Berichterstattung erzwingt: laute Interessengruppen, starke Anwälte, fordernde Opferschutzverbände. Schultz spricht von „Pressure-Groups“.

„Empathie“, sagt Tanjev Schultz, „hat mit Nähe zu tun, mit Vertrautheit.“ Auch er sieht den Journalismus in der Pflicht, Vertrautheit über Geschichten herzustellen. Geschichten, die das Opfer in Hanau nicht als Ausländer oder Mann mit Migrationshintergrund schildern, sondern beispielsweise als Vater, der vielleicht Geldsorgen hatte, der wegen Corona in Kurzarbeit war und um seinen Hauskredit bangte, der sich über das Abitur seiner Tochter freute, der glühender Fußballfan von Eintracht Frankfurt war. Aber Schultz ahnt auch, dass Journalismus allein nicht genügen wird: Erst wenn Migranten, Homosexuelle, Menschen mit Behinderung in Kinofilmen vorkommen, in TV-Serien, in Büchern, erst wenn sie „ganz selbstverständlich“ überall präsent sind und einfach dabei, wenn ihre Namen nicht mehr fremd klingen, tritt Vertrautheit ein. „Dann sind wir besser in der Lage, Empathie zu empfinden“, sagt Schutz.

So wie im Video, als George Floyd der Welt neun Minuten und 29 Sekunden plötzlich ganz nah kam.



Das Video vom Sterben George Floyds gehört zu den drei bewegendsten Medienmomenten der vergangenen 20 Jahre, sagt Professor Dr. Fritz Breithaupt. Die anderen beiden sind die Live-Bilder der fallenden Türme des World Trade Centers 2001 und das Foto vom toten Flüchtlingskind Alan Kurdi am Mittelmeerstrand 2015.

05

Nach dem Urteil

Am 21. Mai 2021 spricht im Dresdner Hochsicherheitstrakt der Vorsitzende des Staatsschutzsenats, Hans Schlüter-Staats, das Urteil: Der 21-jährige Täter soll wegen Mordes, versuchten Mordes und gefährlicher Körperverletzung für den Rest seines Lebens ins Gefängnis. Das Gericht stellt zudem die besondere Schwere der Schuld fest und ordnet für den Fall der Fälle auch noch die Möglichkeit der anschließenden Sicherungsverwahrung an.

„Es ist eine Tat, die tatsächlich fassungslos macht“, sagt Schlüter-Staats. „Der Angeklagte handelte in radikal-islamistischer Gesinnung in dem Bestreben, Repräsentanten einer von ihm abgelehnten freiheitlich demokratischen Gesellschaft zu töten.“ Er habe Oliver L. und Thomas L. „zu Opfern seiner tiefverwurzelten Homophobie“ gemacht.

Presseagenturen schicken nach dem Urteilspruch ihre Texte über den Ticker, Medien veröffentlichen sie, mal länger, meistens eher kürzer. Große Wellen schlägt die Nachricht nicht.

Die „Vernetzung gegen Queerfeindlichkeit“, ein Zusammenschluss linker und queerer Gruppen in Dresden, kritisiert, dass das homofeindliche Motiv wochenlang von der Staatsanwaltschaft verschwiegen worden sei.

Die sächsische Opferbeauftragte Iris Kloppich fordert die Zivilgesellschaft auf, sich mit dem Verbrechen und seinen Ursachen auseinanderzusetzen und sich die Frage zu stellen, „wie sich derartige Straftaten zukünftig verhindern lassen“.

Oliver L. spürt weiter jeden Tag die tauben Stellen an seinem Körper, in die das Messer eindrang. Er befindet sich in psychologischer Behandlung. Sein Partner fehlt ihm.

**Tobias Großkemper, Karsten Krogmann,
Christoph Zempel**

Menschen – Im Fadenkreuz des rechten Terrors

Sie finden in dieser Ausgabe unseres Magazins großformatige Porträts verschiedener Menschen. Menschen, die alle eins gemeinsam haben: Es sind Menschen, die im Fadenkreuz des rechten Terrors stehen. Menschen, deren Namen sich auf den sogenannten „Feindeslisten“ von Rechtsextremen finden. Auf einer dieser Listen stand auch der CDU-Politiker Walter Lübcke, bevor er von einem Rechtsextremen im Sommer 2019 auf der Terrasse seines Hauses erschossen wurde.

Zehntausende Menschen wurden auf solchen Listen als Gegner gekennzeichnet: Lehrer, Künstlerinnen, Wissenschaftler, Politikerinnen, Journalisten. Es sind Menschen wie du und ich. Sie haben Träume, Wünsche, eine Vergangenheit. Diese Mitmenschen stehen für eine Gesellschaft, die Rechtsextreme auslöschen und vernichten wollen. Sie stehen für die vielen Gesichter unserer Bundesrepublik, am Ende stehen sie für uns alle.

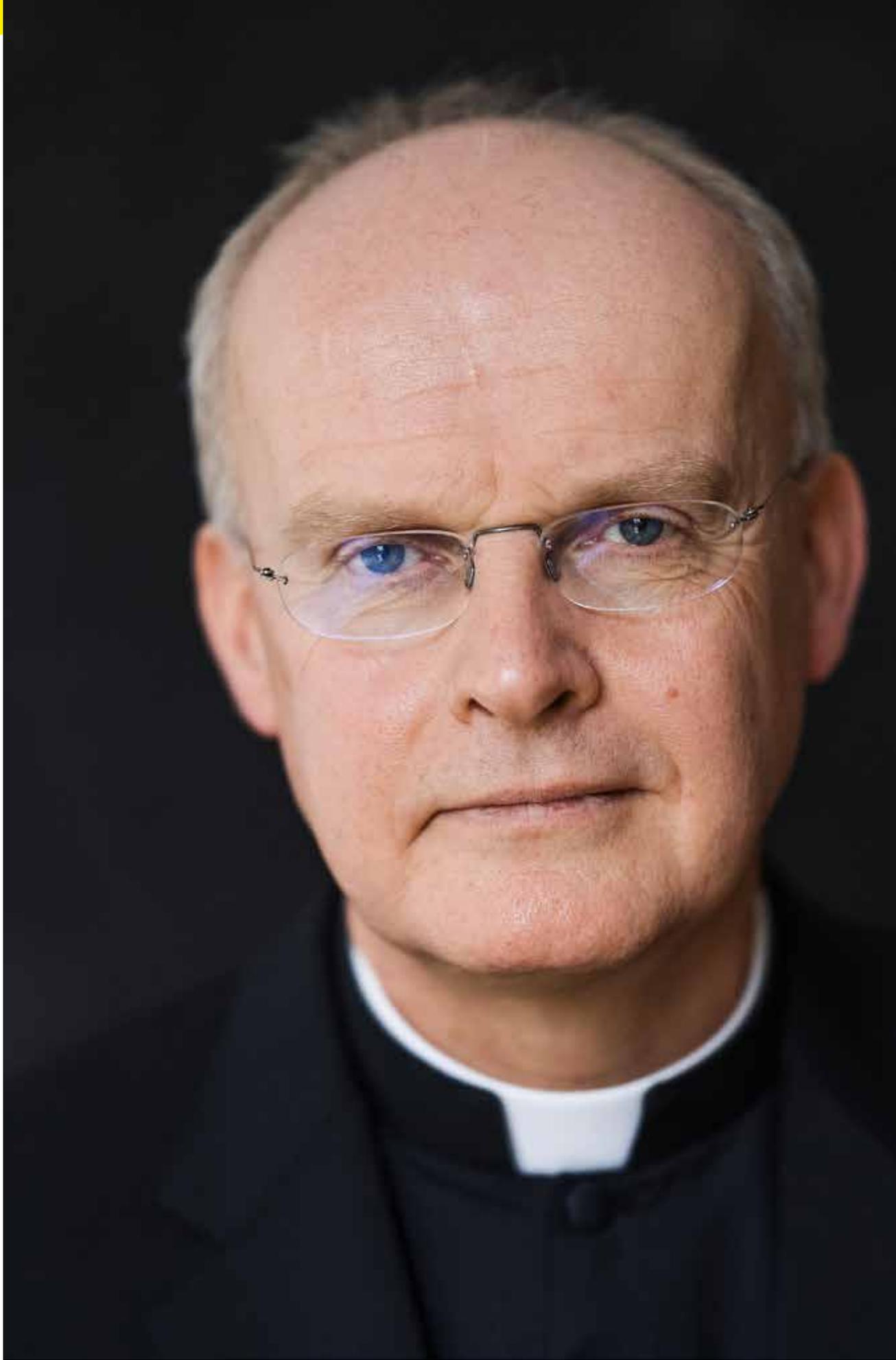
57 Menschen hat der Fotograf Ivo Mayr besucht, hat mit ihnen über ihr Leben, ihre Hoffnung, Freude und Liebe gesprochen und sie porträtiert. Diese Porträts sind das Herzstück des Projekts „Menschen – Im Fadenkreuz des rechten Terrors“ geworden. Unter Leitung des gemeinnützigen Recherchezentrums Correctiv und mit Unterstützung des WEISSEN RINGS wurde aus diesen Bildern eine Wanderausstellung konzipiert, die seit Ende Juni auf den zentralen Plätzen vieler Städte in Deutschland zu sehen sein wird. Zu sehen ist die Ausstellung unter anderem in Solingen, in Dortmund, Köln, Kassel, Waiblingen, Nürnberg, München, Rostock, Greifswald oder Berlin.

Für diese Ausstellung haben sich weiter 15 Reporter und Reporterinnen aus elf renommierten lokalen Medienhäusern zusammengetan. Das Rechercheteam zeigt, welche Strategien Rechtsextreme nutzen, um Angst zu verbreiten. Betroffene und Hinterbliebene berichten von den schwerwiegenden Auswirkungen auf ihr Leben. Von Momenten, die alles veränderten. Diese Recherchen wurden zusammen mit den Porträts in einem die Ausstellung begleitenden Buch zusammengefasst. Dieses Buch soll – wie die Ausstellung – informieren und warnen.

Dieser Terror schafft Opfer, er gefährdet die Demokratie. Im Juni 2020 bezeichnete der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Thomas Haldenwang, den Rechtsextremismus als „größte Gefahr für unsere Sicherheit sowie für unsere Demokratie“. Er greift das an, was unsere Gesellschaft zusammenhält: die Menschen.

Weitere Informationen finden Sie auf der Webseite menschen-im-fadenkreuz.de

Das Buch zur Ausstellung finden Sie unter shop.correctiv.org



„Mit dem Aus für die Zechen ist auch für mich eine Ära zu Ende gegangen. Als Kumpel ein großes Kreuz in unseren Dom in Essen trugen und dabei Grubenlampen in den Händen hielten, hat mich das sehr bewegt. Das war das Ende. Jeder konnte es sehen, jeder fühlen. Gleichzeitig hat mich der Gedanke getröstet, dass die im Bergbau gelebten Werte auch weiterhin das Leben der Menschen im Revier prägen: **Verlässlichkeit und Solidarität.“**

FRANZ-JOSEF OVERBECK

„Zweimal in der Woche gehe ich laufen, auch noch nach langen Arbeitstagen um neun Uhr abends. Die Strecken sind immer zehn Kilometer lang. Meine Bestzeit liegt bei 54 Minuten. Manchmal brauche ich aber auch länger als eine Stunde, das ist ganz unterschiedlich. Ich habe auch einmal Boxen ausprobiert, das hat aber zeitlich nicht funktioniert. Beim Laufen bin ich auf niemanden außer auf meine Sportschuhe angewiesen. Ich kann einfach los.“

SERAP GÜLER



„Um mich herum liegen Glasscherben, mittendrin liege ich“

In der Corona-Pandemie lernten wir neue Regeln kennen, an die wir uns halten sollten. Durchsetzen sollten diese Regeln in der Regel aber keine Polizisten. Sondern ganz normale Menschen, zum Beispiel die Kassiererinnen und Kassierer in den Supermärkten. Was daraus resultieren konnte, zeigt diese Chronologie eines Gewaltexzesses.

Der Job in dem Getränkemarkt ist manchmal stressig, besonders an Samstagen kann es recht voll dort werden. Der Laden liegt in einem guten Viertel von Nauheim, da wohne ich auch. Es ist für mich ein Studentenjob, die Schichten beginnen um 10 oder 16 Uhr, ich arbeite meistens in der Nachmittagschicht. Ich ziehe mich um und dann muss ich meistens direkt an die Kasse. Ansonsten werden Getränke auf- oder Altglas weggeräumt und die Kühlschränke bei Bedarf aufgefüllt. Zu tun gibt es immer etwas. Der Tag, um den es hier geht, ist auch ein Samstag, Ende November 2020. Ich sitze an der Kasse, alles ist ganz normal, wie immer. Also mit den üblichen Corona-Regeln natürlich, Mund-Nasen-Schutz und Abstand halten. Ich hatte es bis dahin schon gelegentlich erlebt, dass Menschen diskutieren wollten, warum sie einen Wagen nehmen sollten. Zwei, drei Mal waren auch Kunden erschienen, die ein Attest vorlegten, demzufolge sie keinen Mund-Nasen-Schutz tragen sollen. Aber Streit, größere Probleme oder gar Gewalt hatte ich bis dahin nicht erlebt.

Gegen 17.40 Uhr kommt ein Mann in den Laden, er gibt zuerst sein Pfand ab und knallt den leeren Kasten irgendwie energisch auf die Palette. Das scheppert laut und kommt mir ein bisschen suspekt vor, aber jeder kann ja mal einen schlechten Tag haben. Der Mann ist sehr kräftig und hat in etwa meine Größe, ich bin 1,83 Meter groß. Ein bisschen auffällig ist dann noch, dass dieser Mann auf seinem Weg durch den Laden mit seinem Wagen Kisten rammt. Ob er das extra macht oder nicht, weiß ich nicht. Es ist noch ein weiterer Kunde im Laden, Typ Familienvater, der dann zu mir an die Kasse kommt mit seinen Einkäufen. Er will bezahlen, da taucht hinter ihm der andere Kunde auf. Aufdringlich wirkt das in dem Moment, er rückt ihm richtig auf die Pelle, vielleicht liegen noch 30 Zentimeter Abstand zwischen den Männern. Das ist ungewöhnlich in Pandemiezeiten, außerdem will der vorne stehende Kunde ja noch bezahlen. Mit seiner Karte. Es

ist ein aggressiver Moment, so etwas spürt man. Der Familienvater bittet den Mann hinter ihm, doch bitte ein wenig Abstand zu halten.

Sofort beleidigt ihn der Mann übel: „Halt die Fresse, du Arschloch“. Der Beleidigte, bis dahin ganz locker, wirkt auf einmal sehr angespannt. Später hat er mir erzählt, dass ihm in dem Moment die Nackenhaare hochstanden. Ich sage, dass hier nicht beleidigt werden darf, sonst muss ich die Polizei rufen. Der Familienvater verlässt den Laden, ich bin mit dem Mann alleine, er steht vor meiner Kasse und fängt an, mich ebenfalls zu beleidigen. „Du bist ja auch ein Spast“, sagt er. Das impliziert für mich, dass die ganzen folgenden Taten einen Corona-Bezug hatten, denn es ging ja vorher um den Abstand. Und ich bin also auch so einer, der Abstand wichtig findet.

Ich greife zum Handy und wähle die 110, niemand ist mehr im Laden, nur noch ein Kollege von mir ist hinten im Lager und der Mann stellt seinen Wagen in die Tür. Als ich gerade die „Wählen-Taste“ drücken will, geht er direkt auf mich los. Direkt, ich kann nicht einmal etwas sagen. Er nimmt mein Handy, das ich in diesem Moment zum letzten Mal in der Hand halte. Greift in mein Gesicht, an meinen Hals und wirft mich auf die Palette, auf der Glasflaschen stehen. Ich bin ziemlich schlank. Ich schlage dort auf, liege da, der Mann tritt nicht nur auf mich ein, er stampft richtig auf mich ein. Das kann man sich gar nicht vorstellen. Vielleicht kann sich das auch jemand vorstellen, aber für mich ist es das Brutalste, was ich je erlebt habe, so etwas kennt man nur aus Filmen. Ganz schlimm. Um mich herum liegen Glasscherben, mittendrin liege ich. Dann packt er mich von hinten am Hals. Ich glaube, er nimmt mich mit dem Ellbogen in den Schwitzkasten und hält mir mit der anderen Hand Mund und Nase zu. Ob er mich ersticken will, weiß ich nicht. Es ist sehr brutal. Wie lange das alles dauert, weiß ich auch nicht, vielleicht zwei Minuten? Von hinten kommt mein Arbeitskollege angelaufen, kurz bevor mir mein Mund zugehalten wurde, hatte ich noch um Hilfe gerufen.

Mein Kollege kommt also und tritt den Angreifer weg. Ich laufe direkt los, aus dem Laden raus und rufe Passanten zu „Holen Sie die Polizei, holen Sie schnell die Polizei!“. Blut läuft an meinem Arm herunter, an ihm habe ich drei Schnittverletzungen. Bis die Polizei kommt, dauert es eine Zeit. Und in der Zwischenzeit geschehen Dinge, die ich nur am Rande mitbekomme. Dann sitze ich draußen auf einer Treppenstufe, der Angreifer will meinen Arbeitskollegen attackieren, der ist auch aus dem Laden raus, so schnell er kann. Der Mann hat inzwischen ein Messer in der Hand, da muss man ja wegrennen, da kann man nichts anderes tun.

Dann lässt der Mann von dem Kollegen ab und attackiert einen unbeteiligten Jugendlichen, der gerade in den Laden rein will. Er sticht mit dem Messer auf ihn ein, trifft die Lunge und verletzt ihn lebensgefährlich. Der Junge telefoniert gerade, vielleicht denkt der Täter, er ruft die Polizei an und sticht deswegen zu, ich weiß es nicht. Die eigentliche Tat, also wie sie genau geschieht, sehe ich nicht. Aber dass da etwas ist. Und dann die Folgen.

Noch bevor die Polizei und der Rettungswagen eintreffen, geht der Täter zu seinem Auto. Auf dem Weg dorthin täuscht er noch ein, zwei Attacken auf Passanten an, greift sie aber nicht wirklich an. Als wäre nichts gewesen, stellt er dann seinen Getränkekasten

in sein Auto und fährt davon. Dann kommen Polizei und die Rettungssanitäter, sie kommen zu mir, ich schicke sie zu dem Jungen mit der Stichverletzung. Der braucht mehr Hilfe. Er liegt da und blutet stark. Blut ist auch an der Wand. Geschrei auch dort, teilweise weinen die Menschen. Der Junge überlebt. Später wird der Täter festgenommen werden, sein Nummernschild ist ja bekannt. Was die Taten ausgelöst hat, weiß ich nicht, bis heute nicht. Er war ja nur aufgefordert worden, den Abstand zu wahren.

Eine Psychologin der Berufsgenossenschaft diagnostizierte bei mir später posttraumatischen Belastungsstress. Zwei Wochen nach der Tat arbeite ich wieder im Getränkemarkt. Bevor ich da jetzt mein Leben lang Angst habe, gehe ich wieder genau da hin und mache genau das weiter. Aber es ist anders. Das Vertrauen in die Menschen ist erst einmal weg. Erst da merke ich, wie viele Menschen eigentlich aggressiv sind. Wegen irgendetwas. Wenn der Kassenzettel nicht stimmt, das Getränk einen Cent teurer ist, viele werden da aus dem Nichts heraus extrem aggressiv. Am Anfang triggert mich das sehr, ich muss einen Stuhl zwischen mich und die Kunden stellen und mache, wenn es mir zu viel wird, schnell eine Pause oder bitte einen Kollegen, die Kasse zu übernehmen. Aber das gibt sich nach ungefähr zwei Wochen langsam, inzwischen ist es weg. Mir hat es sehr geholfen, genau da wieder hinzugehen und einfach weiterzumachen.

Vom Prozess erwarte ich nur, dass der Täter seine gerechte Strafe bekommt. Nur das.

Aufgezeichnet von Tobias Großkemper

Niko Brill vertritt als Rechtsanwalt den Studenten, der im Getränkemarkt attackiert wurde, vor Gericht und unterstützt ihn bei der Nebenklage. Der Prozess wird im August 2021 beginnen, es sind mehrere Verhandlungstage angesetzt. Brill ist seit 12 Jahren als Anwalt im Strafrecht aktiv, er sagt: „Dieser Fall ist nicht das Schlimmste, mit dem ich bisher zu tun hatte. Aber er befindet sich an der oberen Grenze und ist ein besonderer Fall.“ Hier sei es aus dem Nichts zu einer völligen Grenzüberschreitung gekommen. Gegen völlig Unbeteiligte und gegen einen Helfer in der Coronazeit. Der nichts anderes getan hat, als zu versuchen, Regeln für ein vernünftiges Zusammenleben durchzusetzen.



Es werden Getränke auf- oder Altglas weggeräumt und die Kühlschränke bei Bedarf aufgefüllt. Zu tun gibt es immer etwas. • Foto: Christian J. Ahlers

Gelsenkirchener Grenzüberschreitung

Von der vergangenen Bundesliga-Saison wird vor allem ein Ereignis in Erinnerung bleiben: Als der Abstieg von Schalke 04 feststeht, schlagen wütende Fans auf Spieler ein und jagen sie. Was in dieser Nacht in Gelsenkirchen geschah, ist ein nie dagewesener Grenzübertritt zwischen Fußballspielern und Fans. Zeigt sich hier eine weitere Eskalationsstufe von Hass und Hetze? Wie konnte es dazu kommen?

Wenn du rausgehst, bleib ganz ruhig. Sag nichts und beweg dich nicht.

Das waren die Gedanken eines Schalcker Spielers in der Nacht des 21. April, wie er sie seinem Umfeld im Nachgang schilderte. Der FC Schalke war am Vorabend aus der Fußball-Bundesliga abgestiegen. Während der Rückreise vom Spiel in Bielefeld wurde den Spielern und Verantwortlichen mitgeteilt, dass aufgebrauchte Anhänger die Akteure vor dem Heimstadion in Gelsenkirchen zur Rede stellen wollten. Fünf Kilometer vor der Arena hielt der Tross auf einem Rastplatz und diskutierte die Lage. Dann fassten die Schalcker den Entschluss: Wir fahren hin und stellen uns den frustrierten Fans, um Schlimmeres zu verhindern. Ein fataler Trugschluss.

Um 1:29 Uhr hielt der Busfahrer vor dem Haupteingang der Arena und die Spieler stiegen nacheinander aus. Vor ihnen in der Dunkelheit stand ein mehrere hundert Mann starker Mob, darunter vermummte Gestalten, einige mit Quarzhandschuhen und Pyrotechnik. Als der erwähnte Spieler seinen Plan fasste, unbeweglich dazustehen und alles über sich ergehen zu lassen, wirkte das wie das Verhalten gegenüber Raubtieren, denen man zum eigenen Schutz starr begegnet. Einer der Fans hielt daraufhin eine lange Ansprache, in der er die Spieler derb abkanzelte. Die Polizei blieb außerhalb des Geländes, weil sie sich – wie sie später mitteilte – zu diesem Zeitpunkt noch nicht auf dem Betriebsgelände des Vereins aufhalten durfte. Doch nur wenige Minuten später musste sie alarmiert werden.



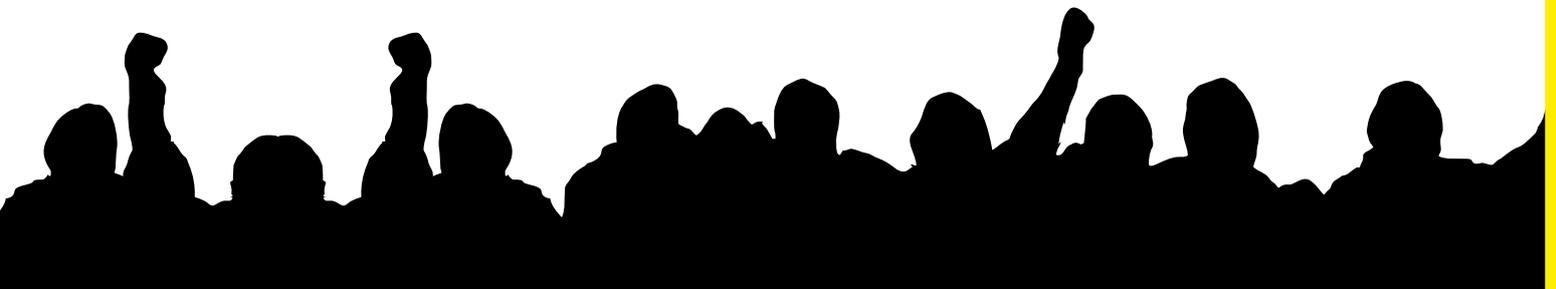
Eier flogen, Böller detonierten

Was in diesen Minuten dazwischen passierte, darüber kursierten in der Folge in ganz Deutschland Sprachnachrichten, Spekulationen und wacklige Videoaufnahmen. Nach vielen Gesprächen mit unmittelbar Beteiligten lässt sich der Ablauf aber rekonstruieren: Nach der Ansprache eskalierte die Situation, wohl auch nach einer flapsigen Replik aus der Mannschaft. Eier flogen, ein Böller detonierte aus der Menge, dann rannten einige Spieler panisch los und wurden von Teilen der Fans gejagt. Der andere Teil am Bus attackierte wahllos die verbliebenen Spieler und Verantwortlichen mit Schlägen und Tritten. Als sich nach einer knappen Minute die Polizei näherte, flohen die Angreifer in alle Richtungen. Zurück blieb eine Mannschaft unter Schock, einige trugen Hämatome davon, mehrere Autos der Spieler waren demoliert, ein Spieler wurde später von einer anderen Gruppe bis zu seinem Wohnort verfolgt. Er musste aus Sicherheitsgründen im Hotel übernachten. Erst mitten in der Nacht, als alle übrigen Spieler sich beim Klub gemeldet hatten, dass sie sicher zu Hause seien, waren auch die Verantwortlichen beruhigt. Vorstand Peter Knäbel entschuldigte sich zwei Tage später bei der Mannschaft, dass sie in Gefahr gebracht worden sei. Die Nacht von Gelsenkirchen zeitigte einen nie dagewesenen Grenzübertritt im Verhältnis zwischen Fußballspielern und Fans.

Doch nicht nur Fußballspieler sehen sich in jüngster Zeit einer neuen Form der Gewalt ausgesetzt. Die Entscheidung des Vereins, dass die Spieler zu den aufgebracht

Fans fahren, rührt auch von der verbreiteten Annahme her, dass sich Personen der Öffentlichkeit zu „stellen“ haben. Eine solche Konfrontation musste beispielsweise auch Gesundheitsminister Jens Spahn im vergangenen September in Bottrop erfahren, als ihn ein wütender Mob nicht mal sprechen ließ, sondern ihn auspuffte, beleidigte und niederbrüllte. Ähnliche Erfahrungen hatten der damalige Bundespräsident Joachim Gauck und Kanzlerin Angela Merkel in Dresden bei der Einheitsfeier 2016 gemacht. Die Vorfälle ähnelten dem mittelalterlichen Bußgang, bei dem einzelne Vertreter einer Gruppe im öffentlichen Raum geächtet wurden. Fußballer sollen Rechenschaft gegenüber einem aufgebracht Mob ablegen für sportliche Krisen, Politikerinnen und Politiker für gesellschaftliche Krisen, Künstler und Journalistinnen für ihre Arbeit. Die Moderatorin Dunja Hayali wurde bei ihrer Berichterstattung regelmäßig offen angefeindet und bedroht. Ein Team der ZDF „heute-show“ wurde im vergangenen Jahr gar tötlich angegriffen.

Dem Hass zugrunde liegt eine neue Dynamik: Angreifer und Pöbler sehen sich vor allem durch ihre Internetblasen als Bevollmächtigte einer schweigenden Mehrheit und handeln aus ihrer Sicht gar „aus Notwehr“. Der Fußball zeigt, wie schlimm die Situation für Opfer eskalieren kann, wenn die „Bußgänge“ von öffentlichen Personen erwartet und die ersten Anfeindungen gegen sie im Netz quasi als „Berufsrisiko“ bagatellisiert werden. Und dabei zeigt sich auch, wie die Corona-Pandemie als Beschleuniger der Aggressionen wirkt.



„Ein mulmiges Gefühl“

Entgleisungen aus der Fanszene, besonders in sportlichen Krisensituationen, hatte es in Deutschland bereits früher gegeben, gewalttätige Angriffe auf Spieler jedoch nicht. So hatten Fans des 1. FC Nürnberg 2014 die Spieler zur Herausgabe ihrer Trikots aufgefordert, Anhänger des VfL Bochum 2012 die Profis mit Schneebällen beworfen. In Hamburg oder Köln reagierte der Block auf Abstiege mit schwarzer Pyrotechnik. Besonders makaber geriet eine Aktion der Fans in Dresden 2008, die nach der Niederlage ihrer Mannschaft in Paderborn auf dem Trainingsgelände symbolisch elf Gräber aushoben.

Ronny Nikol spielte damals bei Dynamo Dresden, heute leitet er eine Soccerhalle in Berlin. Am Telefon erinnert er sich, wie er sich damals fühlte: „Wir waren komplett unvorbereitet und konnten es erst nicht glauben, als wir am Gelände ankamen. Im ersten Moment haben wir geschmunzelt, weil wir das für einen schlechten Scherz hielten. Dann aber bekam man schon ein mulmiges Gefühl.“ Die Vereinsverantwortlichen von Dresden erstatteten Strafanzeige und suchten das Gespräch mit

den Spielern. Der Betrieb aber ging weiter: Weil der eigentliche Trainingsplatz ruiniert war, fanden die Einheiten auf einem Kunstrasenplatz statt. „Das Kuriose war, dass wir uns selber wieder aus dem Keller geholt haben und ordentliche Ergebnisse einfuhren. Wir hatten auch ein Fan-Treffen, bei dem es eine große Aussprache gab“, so Nikol.

Für Außenstehende mag es kurios klingen, dass die Spieler selbst nach so einer Aktion zum Austausch bereit waren, doch Nikol erklärt: „Auch wenn es schwerfällt, musst du die Nähe zu den Fans suchen und nahbar sein. Sonst setzt sich der Gedanke bei vielen fest, dass du nur zum Geldabholen kommst.“ Auch nach solchen schlimmen Erfahrungen rät Nikol davon ab, sich abzukapseln – und damit die bestehenden Feindbilder zu verstärken. Dabei sind auch die Vereine in der Pflicht. Nikol spielte auch bei Union Berlin, wo es heute schon als Tabu gilt, eigene Spieler auszupfeifen. „Das war zu meiner Zeit noch anders, da mussten wir uns einiges anhören. Der Klub hat sich erst in den vergangenen Jahren gewandelt.“ Die Berliner zeigen immerhin, wie die Entwicklung eines Vereins verlaufen kann, wenn er mit der breiten Anhängerschaft einen Wertekodex etabliert.

„Wir haben 1:6 in Aue verloren, wurden mit Schneebällen beworfen, die Fans haben uns Schweineköpfe über den Zaun entgegen geworfen, Scheiben eingeschlagen, uns beschimpft und bespuckt“

Christoph Kramer, Bundesligaprofi und Weltmeister



Auf Schalke gibt man sich gerne folkloristisch und zelebriert die tausend Freunde, die zusammenstehen. Ein Bild, das durch das Finanzgebaren des Clubs schon vor dem Abstieg Risse bekam. • Foto: Tobias Großkemper

In den Köpfen vieler Fans hat sich jedoch offenbar manifestiert, dass die hochbezahlten Spieler Beleidigungen und Bedrohungen qua ihrer herausgehobenen Stellung schlichtweg aushalten müssten. Dieses Phänomen zeigt sich auch bei den erwähnten Ausfällen gegenüber Mandatsträgern, Politikerinnen oder Journalisten. Selbst unter den Spielern ist eine gewisse Akzeptanz für den Unmut bis hin zur Aggression aus der Fanszene vorhanden. Christoph Kramer, späterer Weltmeister und heute bei Borussia Mönchengladbach unter Vertrag, sagte dazu in einem früheren Gespräch über seine Zeit in Bochum: „Wir haben 1:6 in Aue verloren, wurden mit Schneebällen beworfen, die Fans haben uns Schweineköpfe über den Zaun entgegengeworfen, Scheiben eingeschlagen, uns beschimpft und bespuckt – alles zu Recht, weil wir eine unglaubliche Grütze gespielt haben. Das war eine raue und harte Zeit, aber nun einmal lehrreich.“

Wenn aber derlei Aktionen als legitime Reaktion auf sportliche Fehlleistungen durchgehen, können die Grenzen schnell übertreten werden. Das zeigt sich nicht nur im Fußball, sondern auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Beim Sturm auf das Kapitol in Washington oder beim Protest vor dem Berliner Reichstag sah sich die wütende Masse im Recht, weil sie in ihren Augen ja bloß auf die Erniedrigung durch die politisch Handelnden reagierte. „Die Gewalt wird hier als notwendiges Mittel für die Durchsetzung der eigenen Interessen angesehen“, sagt der Sport- und Sozialwissenschaftler Hannes Delto auf Nachfrage. Delto hat an der Universität Bielefeld zu Gewalt- und Konfliktlagen geforscht und findet: „Fußball ist auch hier ein Spiegel der Gesellschaft. Die gefühlte Machtlosigkeit führt zu Gewalt, weil die Betroffenen keinen anderen Ausweg sehen. Es geht ihnen aber dabei nicht nur darum, andere zu verletzen, sondern auch um Inszenierung und Öffentlichkeit.“

Das Internet mobilisiert die Massen

Wenn Fans den Fußballern die Trikots abnehmen oder ihre Autos demolieren, geht es dabei genauso um Symbolik wie bei den Ausschreitungen in den USA, als sich Eindringlinge im Kapitol an den Politiker-Schreibtischen vergingen oder das Inventar als Trophäen aus dem Gebäude trugen. Das Internet trägt dazu bei, dass sich Massen mobilisieren können – und dass in dieser Dynamik die Skrupel verloren gehen. Einzelne Grenzüberschreitungen hat es immer wieder gegeben: Ob beim Fußball, als ein Freiburger Fan im Jahr 2000 den Bayern-Torwart Oliver Kahn mit einem Golfball bewarf, oder in der Politik, als Bundeskanzler Helmut Kohl im Jahr 1991 von einem Ei getroffen wurde. Heutzutage aber wären die Aufnahmen dieser Würfe wohl als „Memes“ in bestimmten Foren herumgereicht und als Akt der Rebellion gegen die Etablierten gefeiert worden.

Um die Opfer zu schützen, bedarf es einer Sensibilisierung der Öffentlichkeit: Wo endet die Kritik an Personen der Öffentlichkeit und wo beginnt die Legitimierung von Grenzübertritten gegen sie? Mit dieser Frage müssen sich nicht nur Politikerinnen und Politiker, sondern auch die Verantwortlichen der sozialen Netzwerke auseinandersetzen. Außerdem muss die Präventionsarbeit gestärkt werden, denn durch die Corona-Situation scheint die Hemmschwelle für Gewalt gesunken zu sein. Der Fußball und die Nacht von Gelsenkirchen können hier warnende Beispiele sein, wie die Pandemie und ihre Folgen als Katalysator für die Ausbrüche wirkten.

Denn neben dem gesteigerten Frust in einer angespannten Lebenslage fehlt in dieser Zeit auch der zwischenmenschliche Kontakt, um die Erregung zu besänftigen. Im Alltag können Freundeskreis, Arbeitskolleginnen oder Nachbarn einwirken – im Fußball sind es andere, eher gemäßigte Fans oder Fanprojekte, die auf gewaltbereite Personen normalerweise Einfluss haben. „Die soziale Arbeit der Fanprojekte als Korrektiv fällt momentan leider komplett weg“, sagt Delto. „Außerdem können die Fans Rückschläge wie einen Abstieg nicht mehr gemeinsam erleiden.“ Die Emotionen wie Wut oder Zorn

werden nicht mehr durch das Gemeinschaftsgefühl abgemildert, sondern verstärken sich eher noch durch die sozialen Medien. Vor Corona mögen viele Fans die Spiele im Stadion oder in der Kneipe verfolgt haben, wo die Flüche und Ausbrüche von Einzelnen schneller verhallten. In den sozialen Netzwerken werden sie hingegen aufgenommen, geteilt und potenziert.

Spieler erhalten Morddrohungen

Die Berateragentur Sports360 hat kürzlich die Hassbotschaften an die von ihnen betreuten Spieler veröffentlicht, darunter fanden sich schwere Beleidigungen und gar Morddrohungen. Einer der Spieler war Toni Kroos, ebenfalls Weltmeister und Star von Real Madrid, der dazu mitteilte: „Cyber-Mobbing ist ein Problem, das unsere gesamte Gesellschaft betrifft. Was sich einige Menschen hinter anonymen Profilen erlauben, ist weit unter der Gürtellinie, manchmal sogar im strafrechtlichen Bereich.“

Um die (potenziellen) Opfer zu schützen, ist es vor allem wichtig, dass die ersten Grenzübertritte sofort und klar benannt werden – so wie es Toni Kroos und weitere Spieler mit ihrer Botschaft gegen Hasskommentare getan haben. Denn die Bagatellisierung von Beleidigungen im Netz und im Stadion kann eine gewalttätige Eskalation befeuern. Der Mob fühlt sich dann angestachelt und dazu befähigt, seinerseits die Verhältnisse geradezurücken – und autorisiert sich selbst zur „Notwehr“.

Die verbale Gewalt gegenüber Fußballern hat in den vergangenen Jahren zweifelsfrei zugenommen und einzelne Gewaltausbrüche verlaufen extremer – so wie bei den Attacken auf Schalke. Generell sind die Stadionbesuche in Deutschland gerade im Vergleich zu den neunziger und achtziger Jahren allerdings sicherer geworden. Der prozentuale Anteil der Verletzten unter allen Stadionbesuchern der ersten beiden Ligen lag in den vergangenen Jahren um die 0,005 Prozent. Die Gewalt hat sich auf andere Orte verlagert. Bei sogenannten „Ackermatthes“ treffen Hooligans zu verabredeten Schlägereien

aufeinander, hierbei tummeln sich in den Gruppierungen mehr und mehr fußballferne Gewalttäter aus der Rocker-, Kampfsport- oder Hooliganszene.

Die Situation eskaliert

Bei den Gewaltausbrüchen auf Schalke sollen ebenfalls Personen aus der Hooliganszene vertreten gewesen sein, allerdings gehen viele Experten davon aus, dass die Angriffe auf die Spieler nicht geplant gewesen seien.

„Die Fans auf Schalke sind (aber) nicht mit der Intention dahin gekommen, auf die Spieler loszugehen. Die Situation entwickelte wohl eine Eigendynamik“, sagt der renommierte Fanforscher Jonas Gabler auf Nachfrage. Er hat viele Standardwerke zu den Themen Fans und Ultras veröffentlicht. Gabler glaubt nicht, dass die Vorfälle auf Schalke Nachahmer in den Fanszenen finden werden. „Das wird nicht Schule machen. Die Vorfälle dürften auch innerhalb der Ultraszene kritisch diskutiert werden.“ Für Gabler und viele andere Beobachter kamen in der Nacht von Gelsenkirchen mehrere Faktoren zusammen, die das Verhalten der Fans nicht entschuldigen, aber erklären können. „Der Absturz von Schalke spielte sich in einer nie dagewesenen Form ab. Der Frust darüber konnte sich nicht im Stadion entladen, es gab keine Möglichkeiten der Interaktion.“

Keine Interaktion, kein Korrektiv durch Fanprojekte, kein Ventil für die Fans durch die sogenannten „Geisterspiele“ ohne Zuschauer, noch dazu die sozialen Medien als Brandbeschleuniger – das alles wurde zu einem toxischen Gemisch. Dieses toxische Gemisch haben auch die Vereinsverantwortlichen auf Schalke unterschätzt – und damit ihre Spieler in Gefahr gebracht.

Mit einer Rückkehr von Zuschauern in die Stadien würde den meisten Fans zumindest wieder die Möglichkeit gegeben, sich auszutauschen, ihre Emotionen zu kanalisieren und auch: sich zu präsentieren und wertgeschätzt zu werden. Der Sozialwissenschaftler Delto sagt: „Die Fans haben jahrelang gesagt: Ohne uns funktioniert der Fußball nicht! Nun mussten sie in der Pandemie mit ansehen, wie alles doch ohne sie weiterlief. Unterschwellig sendete der Betrieb das Signal: Wir brauchen euch nicht!“

Der Ton wird rauer

Eben dieses Signal „Wir brauchen euch nicht“ verschärft auch in anderen Bereichen der Gesellschaft den Ton, wenn manche Gruppen vom Diskurs ausgeschlossen werden (gemäß der zunehmend zu hörenden Parole

„Der Absturz von Schalke spielte sich in einer nie dagewesenen Form ab. Der Frust darüber konnte sich nicht im Stadion entladen, es gab keine Möglichkeiten der Interaktion“

Jonas Gabler, Fanforscher

„Nicht mit Wählern bestimmter Parteien/Protestlern/Linken/Rechten etc. reden!“). Die gefühlte Machtlosigkeit führt bei ihnen zur Gewaltbereitschaft als letztem Mittel, sich Gehör zu verschaffen und ihre Anliegen darzustellen. Das ist keine Entschuldigung für ihr Handeln, aber ein Erklärungsversuch.

Um Opfer zu schützen, hilft hier die Prävention, sprich: Angebote zur Teilhabe und zum Dialog. Auf Schalke hätten sich die Verantwortlichen oder auch Spieler viel früher mit den Fans oder einzelnen Vertretern treffen oder austauschen können, um einen „Showdown“ in der Nacht des Abstiegs zu verhindern. Weiterhin müssen Ansprechpartner und Vermittler, im Fußball sind es die Fan-Projekte, gestärkt werden, damit der Dialog überhaupt stattfinden kann.

Und vor allem dürfen die Opfer nicht dem Mob und seiner Eigendynamik ausgeliefert werden. Schalke hätte auch in der Nacht des Abstiegs noch die Polizei hinzuziehen oder eben das Gespräch mit einzelnen Fan-Vertretern suchen können, so dass die Spieler sich nicht einer Masse der Wütenden gegenübersehen hätten. Keine Person der Öffentlichkeit muss sich durch ihren Beruf einem Bußgang (im realen Leben oder im Netz) ausliefern – dieses Problembewusstsein muss wachsen.

Eine komplette Verweigerungshaltung oder Abkapselung, das hat auch der Ex-Dresdner Ronny Nikol klargemacht, kann für die Opfer nicht ratsam sein. Fußballer, Politikerinnen, Künstlerinnen oder Journalisten, so sie ihren Beruf denn weiter ausüben, werden auch weiterhin in der Öffentlichkeit stehen. Nur müssen das Setting einer Begegnung und der Schutz der öffentlichen Personen angepasst werden. Fußballvereine sollten weiterhin den Kontakt zwischen Spielern und Fans ermöglichen, doch wohl nicht mitten in der dunklen Nacht, nach einem Abstieg und ohne Polizeischutz. Das sieht man beim FC Schalke jetzt logischerweise auch. Immerhin entschuldigte sich der Vorstand, arbeitete die Vorkommnisse in einer langen Sitzung auf und bot seinen Akteuren psychologische Betreuung an. Trotz des Schocks entschieden sich alle

Spieler dafür, in den restlichen Partien für den Klub aufzulaufen. Die meisten von ihnen aber werden Schalke ohnehin aufgrund des Abstiegs verlassen. Was jedoch bleibt, ist die schlimme Erinnerung an die Vorkommnisse vor der Arena. So wie es ein Spieler schonungslos gegenüber seinen Bekannten ausdrückte: „Die Verantwortlichen haben uns dem Mob ausgeliefert.“

Ron Ulrich





Kultische Verehrung in Graffito-Form unter einer Brücke unweit des Schalcker Stadions. Für die Menschen in Gelsenkirchen hat der So4 eine zentrale Bedeutung: Er ist die große Klammer, die die Stadt zusammenhält. • Foto: Tobias Großekemper

Das Ende der Meinungsfreiheit?

Bundestagskandidaten ziehen ihre Kandidatur zurück. Sportler lösen ihre Verträge auf. Eine Autorin wechselt aus Angst ihren Wohnort. Ehrenamtliche stellen ihre Arbeit ein. Warum? Weil sie im Internet Hass und Hetze erfahren haben, Beleidigung, Nötigung oder Bedrohung.

Eine aktuelle Studie des Instituts für Demokratie und Zivilgesellschaft (IDZ) zeigt, welche Folgen Hass und Hetze im Netz haben: 54 Prozent der Befragten gaben an, sich wegen Hassrede im Internet seltener zu ihrer politischen Meinung zu bekennen. Und 15 Prozent der Befragten haben aus den gleichen Gründen ihr Profil bei einem Online-Dienst deaktiviert oder gelöscht. Bei den unter 24-Jährigen gilt das sogar für jeden Vierten. Hass und Hetze bedrohen die Meinungsfreiheit, sie führen außerdem zu einer Wahrnehmungsverschiebung der gesellschaftlichen Realität, warnen die IDZ-Forscher: „Wenn die Hater*innen in Kommentarspalten dominieren, entsteht der Anschein, sie seien auch gesellschaftlich in der Mehrheit.“

Wir haben gesammelt, wer in den vergangenen Wochen seinen Rückzug aus der digitalen oder analogen Öffentlichkeit verkündet hat oder wessen Leben durch Hass im Netz real beeinträchtigt wird. Als Quellen dienten dabei Medienberichte sowie Aussagen der Betroffenen auf ihren Social-Media-Kanälen. Wir wollen nicht hinnehmen, dass die Opfer von Hass und Hetze einfach unsichtbar werden. Deshalb sammeln wir auch weiter. Schicken Sie uns Hinweise auf Ihnen bekannte Fälle gern an redaktion@weisser-ring.de. Die Liste wird auch auf unserer Internetseite permanent fortgeführt: presse.weisser-ring.de



FRANK BUSCHMANN

Mehr als zehn Jahre lang war Sport-Moderator Frank Buschmann auf Facebook aktiv, doch zuletzt wurden seiner Aussage nach „Hass, Ignoranz, Beleidigungen“ zur Belastung für ihn. Deshalb hat er im Februar 2021 seine Aktivitäten auf dem Kanal mit mehr als 450.000 Fans eingestellt.

TAREQ ALAOWS

Vor sechs Jahren kam Tareq Alaows aus Syrien nach Deutschland. Im Februar kündigte der Jurist an, für die Grünen in den Bundestag ziehen zu wollen. Ende März zog er die Kandidatur zurück, weil er rassistisch angefeindet und seine Familie in Syrien bedroht wurde. Mit Anfeindungen habe er gerechnet, sagte er der „Zeit“ – aber „nicht mit dem Ausmaß“.

ALEXANDER JOBST

Nach anonymen Anfeindungen und Drohungen gegen sich und seine Familie legt Alexander Jobst seinen Posten als Marketingvorstand beim Fußball-Zweitligisten Schalke 04 im Sommer vorzeitig nieder. Eigentlich lief sein Vertrag nach Vereinsangaben bis 2024.

IVAN PETRAKOV

Sportlich lief die Saison der Krefeld Pinguine in der Deutschen Eishockey-Liga schlecht. Fans machten im Netz ihrem Ärger Luft. Für Profi Ivan Petrakov wurde dabei eine „Grenze des Zumutbaren“ überschritten, wie der Verein mitteilte. Er löste seinen Vertrag Anfang April vorzeitig auf.

RAQUEL REMPP

Raquel Rempp ist seit sechs Jahren in der Flüchtlingshilfe in Schwetzingen aktiv. Das finden nicht alle gut: Immer wieder erhält sie anonyme Anrufe. Ihren Facebook-Account habe sie aufgrund der vielen Hasskommentare gelöscht, berichtet die Rhein-Neckar-Zeitung.

DARIO SCHRAMM

Schülervertreter forderten im April eine Corona-Testpflicht an Schulen und erhielten daraufhin Hassbotschaften, auch Minderjährige. Nachdem private Kontaktdaten von Dario Schramm in einer „Querdenker“-Gruppe veröffentlicht wurden, war der Generalsekretär der Bundesschülerkonferenz nach eigener Aussage „tagelang arbeitsunfähig“.

ERZIEHER MARTIN* AUS KOBLENZ

Der Koblenzer Erzieher Martin (Name geändert) wird bezichtigt, ein muslimisches Kind missbraucht zu haben. Im Netz bricht daraufhin die Hölle los, die KiTa muss nach Morddrohungen zeitweise schließen. Der Beschuldigte flieht in ein anderes Bundesland, leidet unter massiven psychischen Problemen, ist arbeitsunfähig. Später stellen sich die Vorwürfe als falsch heraus. „Der Hass im Internet hat mein Leben zerstört“, sagt Martin dem SWR.

DORIS MARIA KRÜNÄGEL-SCHROPP

Doris Maria Krünägel-Schropp wehrt sich gegen den Protest angeblicher besorgter Eltern vor ihrer Apotheke in Berlin – und tritt damit eine Lawine los. Wie Apotheke Adhoc berichtet, veranstalten „Querdenker“ eine Demo. Krünägel-Schropp muss aus Sicherheitsgründen zeitweise schließen.

DANIEL DIDAVI

Fußballprofi Daniel Didavi vom VfB Stuttgart schützt sich auf seine eigene Weise vor Hasskommentaren im Netz. Er löschte seinen Instagram-Account und liest jetzt lieber Bücher, wie er otz.de sagte.

SILVIA KUGELMANN

Die ehrenamtliche Bürgermeisterin im schwäbischen Kutzenhausen hat der Politik den Rücken gekehrt. Auslöser dafür seien einem BR24-Bericht zufolge Hasskommentare und Morddrohungen.

CHRISTINE

Christine ist Darstellerin in dem RTL2-Format „Hartz und herzlich – Tag für Tag Benz-Baracken“. Wegen Hasspostings im Netz hat sie die Dreharbeiten abgebrochen: Sie müsse sich und ihre Kinder schützen, sagte sie TAG24.

GUIDO BURGSTALLER

Der Stürmer des FC St. Pauli und frühere österreichische Nationalspieler hat sich zu einem Bogen um Facebook, Instagram und Foren entschlossen. Er wolle sich „dem Hass im Netz nicht aussetzen“, zitiert ihn Der Standard.

CHRISTIAN GUNSENHEIMER

Im Kreis Coburg hat der Weitramsdorfer Gemeinderat Christian Gunsenheimer sein Amt abgegeben. Persönliche Bedrohungen hätten ihn zu diesem Schritt veranlasst, schreibt die Neue Presse.

DILARA

Die Freundin des Fußball-Profis Max Kruse wird von einem enttäuschten Fan auf Instagram beleidigt. Der Union-Stürmer macht den Vorfall öffentlich, Dilara zieht sich mit ihrem Profil aus der Öffentlichkeit zurück.

ARND ZEIGLER

Noch während des Bundesliga-Fußballspiels von Werder gegen Augsburg wird TV- und Radiomoderator Arnd Zeigler im Netz bedroht, belästigt und beleidigt. Der Stadionsprecher von Werder Bremen macht die Attacken selbst öffentlich und entschließt sich zum Rückzug von Facebook.

IGOR LEVIT

In der Pandemie hat der jüdische Pianist Igor Levit durch Hauskonzerte auf Twitter viele Fans gewonnen. Seine Äußerungen zu Themen wie Klimaschutz, AfD oder Antisemitismus machten ihn aber auch zur Zielscheibe von Hass, der nach eigener Aussage so „unerträglich geworden“ sei, dass er im Mai eine Pause auf Twitter einlegte.

ALEXIA WEISS

Die jüdische Journalistin der Wiener Zeitung warnt bei Domradio.de vor Hass im Netz und zieht sich selbst fast vollständig bei Facebook zurück, „weil man gar nicht weiß, wo man anfangen soll, dagegenzuhalten und dagegen zu argumentieren“.

FRANZ KORB

Franz Korb ist Stadtverordnetenvorsteher in Lampertheim (Hessen). Wegen des „immer aggressiver werdenden“ Hasses im Netz habe sich der CDU-Politiker laut Darmstädter Echo wieder aus den sozialen Medien abgemeldet.

ERIK LIERENFELD

Der Bürgermeister von Dormagen war zur Zielscheibe geworden, nachdem er Schüler aufgefordert hatte, geplante Aktionen der „Initiative Querdenken“ an ihren Schulen zu melden. Heute vermeide er „gewisse Wege“ oder fahre Strecken lieber im Auto, die er sonst zu Fuß gegangen sei, sagte Erik Lierenfeld dem Kölner Stadt-Anzeiger.

JASMINA KUHNKE

Rechte Angreifer bedrohen die Comedyautorin Jasmina Kuhnke, ihre Privatadresse wird im Internet veröffentlicht. Einem Bericht des Spiegel zufolge wurde die Bedrohung durch Hass und Hetze im Netz so groß, dass Kuhnke und ihre Familie umziehen mussten.

Christian Ahlers

Suff und Sühne

Wenn ein Täter betrunken genug ist, wird die eigentliche Tat oft nicht bestraft. Stattdessen wird vor den Gerichten dann der Vorwurf des „vorsätzlichen Vollrauschs“ verhandelt. Eine juristische Krücke, die oft mit geringeren Strafen einhergeht. Wie fair ist das für die Opfer?

Da sitzt der Mann im Gericht in Hildesheim, im Schwurgerichtssaal, was der größte Raum in diesem Justizbau ist. Leicht übergewichtig ist er, kariertes Hemd, Jeans, von seinem Verteidiger getrennt durch eine Plexiglas-scheibe. Vor der breiten Fensterfront blühen an diesem Tag Ende Mai Kastanien, die Sonne scheint.

Am 17. Dezember 2020 attackiert er in Peine aus dem Nichts heraus zwei Frauen. Eine 70-jährige Rentnerin, die an fünf Tagen in der Woche körperlich behinderte Menschen zu ihrer Arbeit fährt. Und eine Frau, die sie gerade transportiert hat und nun an ihrer Wohnung herauslassen will. Das sind die Opfer. Die FahrerIn, zierlich, weißhaarig, gepflegt, steigt aus, geht um den Wagen herum. Aus der Entfernung sieht sie einen Mann in ihre Richtung laufen, er trägt einen Kapuzenpulli, ungewöhnlich ist an dem Bild nichts. Sie will den Rollator aus dem Kofferraum holen. Als sie hinten am Wagen ist, wird sie an den Haaren gezogen. „Dann“, sagt die Frau später in der Zeugenvernehmung, „bekam ich einen Faustschlag ins Gesicht. Von dem Moment an weiß ich nichts mehr.“

Sie wird, so steht es in der Anklageschrift, „wuchtige Tritte gegen den Oberkörper“ erhalten. Der Täter, 29 Jahre alt, geht danach auf die Frau los, die gerade vor dem Hochhaus ihren Rollator bekommen sollte, um auszusteigen. Er zerrt sie aus dem Wagen, laut Oberstaatsanwalt kommt es zu „wuchtigen, stampfenden Schritten auf den Kopf“. Er wendet sich wieder der FahrerIn zu, es folgen Tritte gegen den Kopf. Ein Zeuge, der Teile der Tat aus dem sechsten Stock beobachtet hatte, wird die Tritte später so beschreiben: „Als ob man einen Elfmeter schießen würde. Mit voller Wucht.“

Dass die Frauen noch leben, ist pures Glück. Der Tatvorwurf lautet zweifacher versuchter Totschlag in Tateinheit mit gefährlicher Körperverletzung. Verhandelt wird hier heute aber das Delikt „vorsätzlicher Vollrausch“. Der Täter hatte vor der Tat, so wird es sein Verteidiger schildern, drei 0,33-Liter-Dosen eines Whiskey-Cola Gemischs getrunken. Er hat das Medikament Diazepam geschluckt. Diazepam ist ein Medikament aus der Gruppe der Benzodiazepine, das gegen Angst- und Erregungszustände eingesetzt wird. Ein Psychopharmakon, das auf keinen Fall zusammen mit Alkohol eingenommen werden sollte, da diese Mischung die Wirkung des Medikamentes drastisch verändern kann. Eine Flasche Weinbrand soll der Mann anschließend getrunken haben. Und das Letzte, woran er sich laut seinem Anwalt erinnern kann, ist eine Flasche Apfellokör in seiner Hand, „dann keine Erinnerung mehr“. Der Mann



Foto: Tobias Großkemper

Im Justizzentrum Hildesheim, einem schmucklosen Zweckbau an einer Hauptverkehrskreuzung der 100.000-Einwohner-Stadt in Niedersachsen, werden auch Kapitaldelikte aus der Umgebung verhandelt.



Alkohol spielte im Leben des Täters von Beginn an eine bestimmende Rolle, auch als er selber noch nicht getrunken hat. • Foto: Gerd Altmann/Pixabay



„Wer sich vorsätzlich oder fahrlässig durch alkoholische Getränke oder andere berauschende Mittel in einen Rausch versetzt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft, wenn er in diesem Zustand eine rechtswidrige Tat begeht und ihretwegen nicht bestraft werden kann, weil er infolge des Rausches schuldunfähig war oder weil dies nicht auszuschließen ist.“

handelt im Vollrausch. Und ist damit schuldunfähig für diesen Gewaltexzess. Damit das Verbrechen nicht ungeahnt bleibt, wird in Hildesheim ein „Auffangstatbestand“ verhandelt. So nennt es der Gerichtssprecher kurz vor der Verhandlung. Eben jener „vorsätzliche Vollrausch“. Dafür sieht die Gesetzgebung eine Strafe von maximal fünf Jahren vor. Gefährliche Körperverletzung allein kann mit einer Haftstrafe von bis zu zehn Jahren bestraft werden.

Der Anwalt des Mannes wird später sagen: „Wir wollen die Schuld nicht auf den Alkohol schieben, schuld ist man zuallererst einmal allein.“

Wenn das so ist, kann der Alkoholkonsum dann strafmildernd wirken?

Ein Grundsatz der deutschen Rechtsprechung lautet: keine Strafe ohne Schuld. Und zwischen Schuld und

Schuldunfähigkeit steht dann noch die verminderte Schuldfähigkeit. Anders formuliert: Begeht ein Mensch eine Straftat, stellt sich die Frage, in welchem Zustand er war. War er zurechnungsfähig, wird er nach den geltenden Gesetzen bestraft. War er vermindert schuldfähig, macht sich das beim Strafmaß bemerkbar, es sinkt. War er unzurechnungsfähig, zum Beispiel durch einen Vollrausch, muss er für die eigentliche Tat keine Strafe fürchten. Ein solcher Rausch liegt bei mindestens 3,0 Promille Blutalkoholkonzentration vor. Der Täter kann aber für den vorsätzlichen Vollrausch, in dem die Tat geschah, bestraft werden. So gesehen ist der zugrunde liegende Paragraph des Strafgesetzbuches (StGB) eine juristische Krücke, die es in dieser Form schon länger gibt: Um einen Täter auch nach einer Rauschtat bestrafen zu können, wurde durch ein Gesetz vom 24. November 1933 der Straftatbestand des Vollrausches in das StGB aufgenommen. Im Jahr 2000 wurde der heute gültige Paragraph 323 a in seine aktuelle Form gebracht:

„Wer sich vorsätzlich oder fahrlässig durch alkoholische Getränke oder andere berauschende Mittel in einen Rausch versetzt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft, wenn er in diesem Zustand eine rechtswidrige Tat begeht und ihretwegen nicht bestraft werden kann, weil er infolge des Rausches schuldunfähig war oder weil dies nicht auszuschließen ist.“

„16.20 Uhr? Das kann so hinkommen“, sagt das Opfer, als der Richter nach der Tatzeit fragt. Später im Krankenwagen kommt die Frau kurz zu sich, dann verliert sie wieder das Bewusstsein, wird erst wieder im Krankenhaus wach. Das ganze Gesicht geschwollen, die Nase gebrochen, das linke Ohr aufgeplatzt, fünf Tage bleibt sie in der Klinik. Im Entlassungsbericht wird stehen: Nasenbeinfraktur, Felsenbeinfraktur, Blutkrusten auf dem Trommelfell, äußere Nase schiefstehend. Eigentlich soll sie deswegen noch an der Nase operiert werden, „da hatte ich panische Angst und habe die Operation abgelehnt“. Teilweise hat sie heute noch Kopfschmerzen, Nackenbeschwerden auch. Wie es ihr heute seelisch geht, will der Richter wissen. Schlecht, sagt die Frau. „Ich bin in therapeutischer Behandlung und habe panische Angst, wenn jemand dicht hinter mir geht – dann kommt das alles wieder hoch.“ Im nervenärztlichen Bericht werden ihr vermehrte Panikattacken und eine posttraumatische Belastungsstörung attestiert.

Bevor die Frau als Zeugin aussagt, äußert sich der Rechtsanwalt des Täters. Er spricht nach dem Oberstaatsanwalt, der die Anklageschrift verliest. Der Verteidiger sagt, dass „das, was objektiv vorgelesen wurde, von meinem Mandanten eingeräumt wird. Problematisch ist die subjektive Seite.“ Die Erinnerungen seines Mandanten passten nicht immer. Er habe sich in den fünf-einhalb Monaten in Untersuchungshaft Erinnerungseinseln erobert. „Zu dem Davor und dem Danach können wir etwas sagen. Zu dem Mittendrin nicht.“

Wenige Tage vor der Tat habe sein Mandant einen Unfall gehabt, bewusstlos sei er gewesen, mit einer starken Kopfverletzung und alkoholisiert im Krankenhaus, habe sich dort gegen den ärztlichen Rat entfernt, sei Stunden später wieder als hilflose Person aufgegriffen worden, wieder in ein Krankenhaus gekommen, wieder raus, dann habe er mehrere Tage im Bett gelegen und das auch nicht für einen Toilettengang verlassen.

„Wir wollen die Schuld nicht auf den Alkohol schieben, schuld ist man zuallererst einmal allein.“

Anwalt des Angeklagten

Dann schließlich war er in Behandlung, auf dem Rückweg wollte er sich Verpflegung kaufen. Da gab es im Supermarkt ein Angebot: drei Whiskey-Cola-Getränke zum Preis von zwei.

Ein Vater und sein Sohn renovierten an jenem 17. Dezember 2020 in Peine eine Wohnung in einem Hochhaus. Die Wohnung sollte für den Sohn sein, sie verlegten Laminat. Irgendwann wurde der Vater aufmerksam, von unten schallte lautes Gerede nach oben, dann wurde herumgebrüllt. Erst habe er das gar nicht so wahrgenommen, die Wohnung liegt im sechsten Stock. Dann schaute der Mann doch aus dem Fenster. „Ich habe dann erst einmal nur diesen roten Transporter gesehen, ein Mann schrie da herum, ich konnte es nicht verstehen, nur ein ‚Ihr seid doch alle gleich‘. Das hat er mehrfach gesagt.“

2018 wurde der Vollrausch-Paragraph 323a Wahlkampf-Thema in Sachsen, im Freistaat wollte das CDU-geführte Justizministerium das Strafgesetzbuch ändern. Selbst verschuldeter Rausch sollte nicht mehr generell strafmildernd wirken. Die Gesetzesinitiative scheiterte im Bundesrat und wurde dort abgelehnt.

2018, sagt der Täter, sei es bei ihm „völlig aus der Kontrolle geraten“.

Alkohol spielte im Leben des Täters von Beginn an eine bestimmende Rolle, auch als er selber noch nicht getrunken hat. Der Vater, so sagt es der Mann, war schwerer Alkoholiker, und verließ die Familie, als er selber ein Jahr alt war. Probleme bei ihm, ADHS, Schullaufbahn auf einer Grund- und Hauptschule „mit Augenmerk für Kinder mit einem Handicap“, Abschluss, Ausbildungsbeginn als Kfz-Mechatroniker. Abbruch nach zweieinhalb Jahren, näher an ein bürgerliches Leben sollte er nie herankommen. Spätestens hier, im Alter von 17 Jahren, wurde der Alkohol die einzige Konstante im Leben des Mannes. Zwei weitere erfolglose Ausbildungsversuche, teilweise Obdachlosigkeit. Einmal, sagt er, sei er sieben Monate abstinent gewesen, das „Leben lief gut“. Dann habe seine damalige Lebensgefährtin ihn verlassen. Alkoholkonsum, exzessiv. Ecstasy, Kokain,

Cannabis. Der Richter in Hildesheim folgt den Ausführungen und fasst diese Zeit später als „verdichtete Phase“ zusammen.

Ein Leben im Rausch mit entsprechenden Folgen und folgerichtig ein Leben in dem, was diese Gesellschaft „Hilfesystem“ nennt: Wohnprojekte, Sozialarbeiter, Therapien. Der Mann, der in seinem Auftreten jünger als seine 29 Jahre wirkt und oft während der Befragung stark mit seinen Füßen in den grauen Turnschuhen wippt, sagt, er sei 22-mal in Therapie in Königslutter gewesen. Er nennt sich selber einen Drehtürpatienten. Tür auf, Patient rein, Tür dreht sich weiter, Patient wieder da. Mal drehte sich die Tür nach wenigen Stunden, mal nach wenigen Tage oder Wochen. 21-mal kam er wieder durch die Tür zurück. Der Erfolg blieb aus: Im

Juni 2020 wurde er in Peine hilflos aufgefunden, zuerst Rettungskräfte, dann Polizei. Er leistete Widerstand. Im November deswegen eine Verhandlung wegen „vorsätzlichen Vollrauschs“. Verurteilt zu einer Bewährungsstrafe, mit einer Therapie als Bewährungsauflage. An die Therapie-Auflage kann sich der Mann nicht erinnern, der Richter spricht sie an, der Mann entgegnet: „Das ist jetzt komplett neu für mich.“



Erhebungen aus dem Freistaat Sachsen besagen, dass gut ein Drittel der Urteile beispielsweise bei schweren Körperverletzungen und Totschlag durch Anwenden des Vollrausch-Paragraphen sehr milde ausfallen.

Die Biographie, die hier geschildert wird, ist eine Suchtbiographie. Der Richter will es genau wissen, fragt nach Rückfällen, Jahreszahlen, Verhältnissen und Umständen. Nach Mengen, Substanzen und Zuständen. Fragt letztlich nach Gründen, fragt wie immer auch nach dem Warum.

Warum werden zwei Menschen derart attackiert? Eine Rentnerin, die behinderte Menschen fährt, um ihre Rente aufzubessern. Und eine körperlich behinderte Frau, die, um sich fortzubewegen, einen Rollator braucht und an diesem ersten Verhandlungstag nicht aussagen wird.

Braucht es Gründe für die Tat? Ist das wichtig für die Opfer? Ist es wichtig für eine Frau, ob sie von einem komplett bedröhnten Menschen zusammengetreten wird? Oder von einem nüchternen? Wenn ein Kind totgefahren wird, ist es dann nicht für die Eltern komplett egal, ob der Fahrer betrunken war oder berauscht, nüchtern oder vielleicht eine SMS gelesen hat, als er das Kind überfuhr? Die Folgen sind so oder so unerträglich. Sucht ist eine Krankheit. Aber wer kann etwas dafür, dass eine andere Person krank ist?

Im angelsächsischen Raum sowie in Schweden und Norwegen wird von den dortigen Gerichten ein selbstverschuldeter Rauschzustand grundsätzlich nicht als Strafmilderungsgrund angesehen. Das war auch in der früheren DDR so. Grundlage dieses Gedankens ist es, dass im Gegensatz zu sonst schuldausschließenden psychischen Störungen, die den Täter unverschuldet heimsuchen, der Alkohol- und Drogenrausch regelmäßig auf einer freiverantwortlichen Entscheidung des Täters beruht.

Als in Sachsen 2018 versucht wurde, die Strafmilderung von Rauschtaten zu kippen, wurde dort in der öffentlichen Diskussion als Argument eingeführt, dass laut Erhebungen aus dem Freistaat gut ein Drittel der Urteile beispielsweise bei schweren Körperverletzungen und Totschlag durch Anwenden des Vollrausch-Paragrafen sehr milde ausfallen. Der damalige Landesjustizminister der CDU nannte das „ein verheerendes rechtspolitisches Signal an potenzielle Straftäter“. Das mag sein. Aber ist die Frage nicht wichtiger, was damit für ein Signal an die potenziellen Opfer von Straftaten ausgesandt wird? Müssen sie nicht im Zweifel ein Leben lang mit den Tatfolgen leben?

i

Im angelsächsischen Raum sowie in Schweden und Norwegen wird von den dortigen Gerichten ein selbstverschuldeter Rauschzustand grundsätzlich nicht als Strafmilderungsgrund angesehen.

Sechs Tage nach Prozessbeginn, an einem Dienstag, wird der Mann zu einer Freiheitsstrafe von vier Jahren und sechs Monaten verurteilt. Zusätzlich wird seine Unterbringung in einer Entziehungsanstalt angeordnet. Das Urteil ist rechtskräftig, weder Staatsanwaltschaft noch der Anwalt des Mannes legten Rechtsmittel ein.

Die Frau, die den Wagen fuhr, nimmt heute abends Beruhigungstabletten, „die helfen, man wird ruhiger dadurch, aber so fest wie früher schlafe ich heute nicht mehr.“ Sie geht zur Ergotherapie und lernt dort zusätzlich, ihren Körper durch Atemtechniken zur Ruhe zu bringen. „Dann noch die Psychologin, die mit mir spricht, spazieren geht, sie hat ihren Hund dabei, das hilft.“ Sie macht diese Therapie erst seit drei Wochen, es sei sehr schwer gewesen, einen Platz zu bekommen. Inzwischen fährt sie auch wieder behinderte Menschen. Die ersten drei Tage habe sie dabei „wahnsinnige Schwierigkeiten“ gehabt, dann sei es langsam wieder gegangen. Es überhaupt wieder zu versuchen, dazu hatte man ihr in der Therapie geraten. Wenn es nicht gehen würde, könnte sie ja immer noch abbrechen. „Das sind ganz liebe Menschen, das bringt einem viel, ich mache das gern“, sagt die Frau.

Der WEISSE RING hat im Herbst 2019 folgende strafrechtspolitische Forderung aufgestellt: Schuldunfähigkeit und Schuld-milderung sollten beim selbstverschuldeten Alkohol- und Drogenrausch grundsätzlich nicht anerkannt werden.

Tobias Großkemper

„Wir haben ein Zerrbild von Kriminalität“

Wer Armut und vor allem Ungleichheit bekämpft, bekämpft auch die Kriminalität. Davon ist Professor Dr. Christoph Butterwegge überzeugt, Armuts- und Reichtumsforscher aus Köln. Im Gespräch mit „Forum Opferhilfe“ sagt er: Armut werde in Deutschland immer noch stigmatisiert und teilweise auch kriminalisiert.

Wenn Sie Ihrem Kind einen Verbrecher beschreiben sollten, wie sähe der wohl aus?

Ich weiß, dass es den „typischen“ Verbrecher gar nicht gibt. Aber ich habe einen fünfjährigen Sohn, der schon mal von Einbrechern spricht. Ihm schwebt dabei wahrscheinlich eine dunkle Gestalt vor, sicherlich nicht jemand, der mit Schlips und Kragen oder im Frack daherkommt. Speziell bei Verbrechen wie Einbruch, Diebstahl oder Raub, bei denen es um Geldwerte geht, scheint es ja erst einmal naheliegend, dass jemand zu kriminellen Methoden greift, der Geld braucht, weil er keins oder wenig hat.

Zu dem Bild von der dunklen, ärmlichen Gestalt als Verbrecher gehört zumeist auch der Wohlhabende als Opfer. Ist es in Wirklichkeit nicht so, dass arme Menschen viel häufiger Opfer von Kriminalität werden als reiche Menschen?

Täter und Opfer gehören meistens derselben Schicht an. Dabei kommt es auf die Deliktform an, von der wir sprechen. In den Köpfen der Menschen findet eine Täter-Opfer-Umkehr statt. Täter werden gemeinhin eher in der Unterschicht vermutet, das Opfer eher in der Mittel- oder Oberschicht. Das ist sicher oft umgekehrt. Arme werden häufiger ausgenutzt. Unterbezahlung, Dumpinglöhne, Unterschreitung des Mindestlohns bei ausgebeuteten Werksvertragsarbeitern etwa in der Fleischindustrie, denen für schlechte Unterkünfte auch noch viel Geld vom kargen Lohn abgezogen wird – das ist kriminell. Aber diese Form der „Weiße-Kragen-Kriminalität“ wird als solche ja kaum wahrgenommen. Ich

habe mich intensiv mit der Darstellung von Migranten in den Massenmedien beschäftigt und mir eine rheinische Boulevardzeitung angeschaut. Auf der Titelseite waren die „Klau-Kids“ vom Dom, also rumänische Kinder, die Passanten bestohlen hatten, ganz groß aufgemacht. Und auf einer Seite ganz hinten ging es um den deutschen Einzeltäter, der durch Betrug einen Schaden in mehrfacher Millionenhöhe angerichtet hatte. Der wurde nicht als besonders kriminell dargestellt. Arme oder Menschen anderer Herkunft und Hautfarbe stehen ganz anders im Fokus. Dadurch fühlen sich deutsche Mittelschichtangehörige eher von den Armen bedroht. Und nicht von denen, die den größten Schaden anrichten. Mit diesen Tätern haben sie auch wenig Berührungspunkte – aber der Mensch neigt dazu, die Erfahrungen aus seinem Nahbereich zu verabsolutieren. Die Klau-Kids kennen sie, sei es vom Dom oder aus der Zeitung. Denjenigen Reichen, der Lohndumping betreibt oder Steuerbetrug begeht, kennen sie nicht.

Haben Sie ein Beispiel aus Ihrem Nahbereich?

In der Straße meiner Mutter lebte eine ältere Frau, die Sozialhilfe bezog, aber früher mit einem reichen Mann liiert gewesen war. Aus jener Zeit besaß sie noch teuren Schmuck und Pelzmäntel, die sie beim Sozialamt nicht als Vermögenswerte angegeben hatte. Besser situierte Frauen aus der Nachbarschaft zerrissen sich darüber den Mund. Es hat sie aber nicht aufgeregt, dass sich der halbseidene Bauunternehmer Dietrich Garski zur selben Zeit 100 Millionen D-Mark vom Berliner Senat für ein Immobilienprojekt in Saudi-Arabien erschlichen hatte. Das war für die Nachbarinnen meiner Mutter viel zu weit weg, während die Sozialhilfeempfängerin im unmittelbaren Nahbereich lebte. Subventionsbetrug, Steuerhinterziehung, Lohndumping oder Schwarzarbeit war ihnen fremd, weil sie als Mittelschichtfrauen dieser Form der Kriminalität nicht ausgesetzt waren oder sogar davon profitierten. Als Mittelschicht haben sie allenfalls Kontakt zu Ärmeren – und sei es, dass die für sie putzen.

Sie forschen schon lange zu Armut...

... ja, das hat 1995/96, also vor einem Vierteljahrhundert, angefangen. Damals war ich an der Fachhochschule in Potsdam und bildete Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen aus. Studierende wiesen mich auf die sich in den östlichen Bundesländern ausbreitende Kinderarmut hin und fragten, ob ich ein Projekt oder eine Veranstaltung dazu anbieten könne, und das habe ich dann getan. Daran haben sich Forschungsprojekte und Bücher zur Kinderarmut angeschlossen, weshalb mir bis heute das Etikett des „Armutforschers“ anhaftet. Das finde ich unpassend, weil ich mich ja auch mit vielen anderen Themen beschäftige und auch mehr und mehr dazu gekommen bin, die Armut immer in den Zusammenhang mit Ungleichheit zu stellen. Wenn überhaupt, würde ich mich als Armuts- und Reichtumsforscher bezeichnen.

Aber Sie haben sich in diesen 25 Jahren eine große Expertise im Bereich Armut erworben.

Ja, besonders im Hinblick auf die gesellschaftlichen Ursachen. Denn Armut wird bei uns häufig nur als individuelles Problem angesehen – dabei handelt es sich

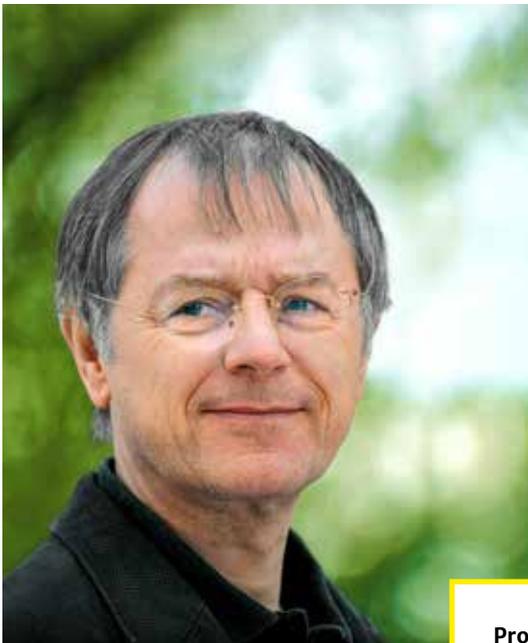


Foto: Wolfgang Schmidt

um ein strukturelles Problem, das eng mit dem Reichtum zusammenhängt. Wie Bertolt Brecht es so schön ausgedrückt hat: „Armer Mann und reicher Mann standen da und sah’n sich an. Und der arme sagte bleich: Wär’ ich nicht arm, wärst du nicht reich.“ Auch für Verbrechen gilt, dass sie mit Armut und Reichtum zusammenhängen.

Wenn Armut als individuelles Problem gesehen wird, gegen das man mit Leistung etwas tun kann, das also letztlich selbst verschuldet ist – kommen wir da nicht schnell zu einem gesellschaftlichen Bild, das Arme nicht als Opfer, sondern als Täter zeichnet?

Das gilt besonders, wenn Arme, was in unserer Gesellschaft ja der Fall ist, als Drückeberger, Faulenzer und Sozialschmarotzer abgewertet werden. Wenn Sie an Hartz-IV-Bezieher denken, dann haftet denen ja dieser Makel an, dass sie selbst schuld sind und dass sie sich nicht genug angestrengt haben. Bei uns wird die Ungleichheit in der Gesellschaft gerechtfertigt mit dem meritokratischen Mythos, dass wer sich anstrengt und etwas leistet, mit Wohlstand und Reichtum bis ans Lebensende belohnt wird. Und dass wer auf der faulen Haut liegt und vielleicht auch kriminell ist, mit Armut bestraft wird. Das ist der ideologische Hauptstrang, um Strukturen der Ungleichheit in unserer Gesellschaft zu rechtfertigen und aufrechtzuerhalten. Wenn gesagt wird, dass der, der arm ist, faul ist und sozial schmarotzt, dann ist der Schritt nicht weit, dass diese Person auch als kriminell betrachtet wird, weil sie „uns“ bewusst ausnutzt und auf der Tasche liegt.

Tun Arme das?

Der Sozialleistungsmissbrauch wird in diesem Sinne maßlos überschätzt. Alle Untersuchungen dazu ergeben, dass sich das im Promille- oder höchstens im niedrigen Prozentbereich bewegt.

Prof. Dr. Christoph Butterwegge, geboren 1951 in Münster, lehrte bis 2016 Politikwissenschaft an der Universität zu Köln. Er gehört dem Gutachtergremium für den Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung an. Bis 2005 war er SPD-Mitglied. 2017 trat er für die Linke als parteiloser Kandidat bei der Wahl zum Bundespräsidenten an. Zuletzt veröffentlichte er das Buch „Ungleichheit in der Klassengesellschaft“.

„Armer Mann und reicher Mann standen da und sah'n sich an. Und der arme sagte bleich: Wär' ich nicht arm, wärst du nicht reich.“

Bertolt Brecht

Wird Armut indirekt kriminalisiert in Deutschland?

Ein Stück weit ist das der Fall. Zunächst wird Armut stigmatisiert. Derjenige, der arm ist, bekennt sich nicht dazu, sondern schämt und versteckt sich meistens. Das ist übrigens für mich ein Kennzeichen von relativer Armut, die in unserer reichen Gesellschaft überwiegt. Absolute Armut wird fälschlicherweise nur in den Ländern des globalen Südens verortet und ist dort nicht stigmatisiert. Wenn Sie in einem Slum in Nairobi aufwachsen, müssen Sie sich für Ihre Armut weder rechtfertigen noch werden sie scheel angesehen. Aber in einer reichen Gesellschaft gilt Armut eben als etwas Anstößiges, das selbst verschuldet und eher kriminell, weil selbst herbeigeführt ist.

Wo kommt dieses Zerrbild her?

Das hat einerseits sicher mit unserer reichen kapitalistischen Gesellschaft zu tun. Aber auch damit, dass Hartz-IV-Bezieher stärker stigmatisiert und kriminalisiert werden, als das zum Beispiel den Armen in den fünfziger Jahren widerfuhr. Heute gibt es mehr Arme. Außerdem ist der Einfluss des Neoliberalismus größer. Eine Gesellschaft, die stark auf Marktmechanismen hin orientiert ist und erwartet, dass jeder entsprechend der Verwertungslogik funktioniert, stigmatisiert Armut stärker. Der Neoliberalismus hat zur Jahrtausendwende an Einfluss gewonnen; Stichworte sind Gerhard Schröders „Agenda 2010“ und die Hartz-Gesetze. Heute ist das eher noch stärker ausgeprägt.

Und die Ungleichheit steigt?

Ja. Das ist ebenfalls ein Produkt dieser Entwicklung,

denn Ungleichheit wird nicht mehr als etwas Negatives gesehen, sondern ganz im Gegenteil als willkommene Triebkraft für individuelle Hochleistungen. Es heißt, die Ungleichheit motiviere die Menschen, sich mehr anzustrengen. Damit hat Ungleichheit ihr negatives Image verloren, obwohl große Ungleichheit dazu führt, dass eine Gesellschaft auseinanderfällt, der soziale Zusammenhalt schwindet und sich Spannungen häufen.

Und zugleich steigt die Armut?

Rein statistisch betrachtet hat sie einen Rekordwert erreicht. Und das bereits vor der Pandemie. Nach dem Mikrozensus galten 13,2 Millionen Menschen oder 15,9 Prozent der Bevölkerung hierzulande 2019 nach EU-Kriterien als armutsgefährdet. Ihnen stehen, wenn sie alleinstehend sind, monatlich weniger als 1.074 Euro zur Verfügung. Das relativiert man teilweise mit dem Argument, dass auch Studierende darunter sind, die später viel mehr verdienen. Dabei geht es immer um Haushalte. Wer im Studentenheim, im Pflegeheim oder in einer Flüchtlingsunterkunft lebt, wird gar nicht mitgezählt. Ebenso wenig erfasst werden die Wohnungslosen, etwa 678.000 an der Zahl, sowie die Obdachlosen, rund 41.000 Menschen.

Erhöht steigende Armut oder steigende Ungleichheit sowohl die Zahl der Verbrechen als auch die Angst vor Verbrechen?

Das ist eine schwierige Frage, weil man hier schauen müsste, auf welche Art von Kriminalität wir uns beziehen. Tendenziell würde ich der These zustimmen, denn Ungleichheit macht die Gesellschaft inhumaner. Dro-

gensucht, Gewaltkriminalität und Brutalität auf den Straßen nehmen in ungleichen Gesellschaften zu. Aber es spielen natürlich auch andere Faktoren eine Rolle, weshalb das nicht monokausal zu sehen ist. Am prägnantesten untersucht haben das zwei britische Forscher, Richard Wilkinson und Kate Pickett, in einem Buch, das auf Deutsch „Gleichheit ist Glück“ heißt. Sie haben herausgefunden, dass ungleiche Gesellschaften vollere Gefängnisse haben, mehr Suizide, eine höhere Säuglingssterblichkeit und eine niedrigere Lebenserwartung. Sie haben ziemlich schlüssig nachgewiesen, dass Ungleichheit auf allen Gebieten mehr Probleme schafft. Natürlich auch in der Kriminalität. Wenn Sie mir noch ein Wort zur Ungleichheit gestatten?

Aber bitte.

Als Mitglied im Wissenschaftlichen Gutachtergremium für den Sechsten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung habe ich da sehr genau beobachtet, dass dieser dazu dient, die Ungleichheit zu vernebeln und die Armut zu verharmlosen. Getreu dem Motto: „Guckt mal, in Kalkutta verhungern die Menschen an der Straßenecke. In Köln geht’s Armen doch relativ gut, wenn sie in einem Hochhaus am Rande der Stadt leben. Mit Hartz IV geht’s ihnen besser als in Indien, also gibt’s auch bei uns eigentlich gar keine wirkliche Armut.“ Das so darzustellen, ist auch ein Medientrend. Selten werden Armut und Reichtum an unterschiedlichen Indikatoren gemessen. Ich würde Armut am Einkommen messen, aber Reichtum am Vermögen, das die Armen gar nicht haben. Im Sechsten Armuts- und Reichtumsbericht wird zum Beispiel als einkommensreich derjenige angesehen, der mehr als das Doppelte des mittleren Einkommens zur Verfügung hat. Das sind knapp 3900 Euro. Die mehr als 150 Milliarden in unserem Land würden sich totlachen, wenn sie wüssten, dass die Bundesregierung einen Studienrat wegen seines Gehalts für reich erklärt. Laut dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung liegen über 67 Prozent des Nettogesamtvermögens des Landes bei zehn Prozent der Bevölkerung. Das reichste Prozent der Bevölkerung besitzt noch mehr als 35 Prozent. Und das reichste Promille unserer Bevölkerung besitzt immer noch 20,4 Prozent des Nettogesamtvermögens. Daran können Sie sehen, dass das Vermögen sich sehr stark konzentriert.

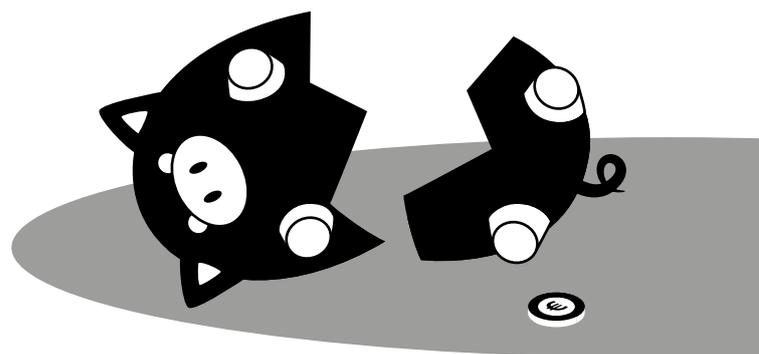
Eine Zahl, die wir in Vorbereitung auf dieses Gespräch gefunden haben, lautet zwei Prozent. Der Anteil von Wirtschaftsdelikten in der Gesamtkriminalität liegt bei zwei Prozent. Der dadurch angerichtete Schaden bei 50 Prozent. Sind wir bei der Kriminalität auf dem reichen Auge blind?

Das kann man so sagen. Menschen, die in diesem Bereich unterwegs sind, haben Zugang zu Medien, haben die

Möglichkeit, sich durch hochspezialisierte Anwälte sowohl vor Medienberichten als auch vor Verurteilungen zu schützen. Und sie haben die Möglichkeit, sich ein positives Image aufzubauen und sich entsprechend in der (Medien-)Öffentlichkeit zu präsentieren. Was wieder das Klischee vom armen Kriminellen bestärkt.

Sie sprachen gerade den Schutz durch hochspezialisierte und damit teure Anwälte an, beispielsweise um sich vor Verurteilungen zu schützen. Wenn das so ist: Haben wir eine Klassenjustiz?

Interessant wäre, welche Urteile gefällt würden, wenn Angeklagte ihren Verteidiger per Los zugewiesen bekämen. Das wäre eine Lösung, die vielleicht mehr Gerechtigkeit brächte, mit unserem marktwirtschaftlichen System aber brechen würde. Diesem ist immanent, dass der, der mehr Geld hat, besser behandelt wird. Sei es im Krankenhaus oder sei es vor Gericht.



Wäre so eine Verlosung von Anwälten nicht fairer?

Auf jeden Fall. Aber wir hätten immer noch das Problem, dass jeder Angeklagte vor Gericht ein Bild seiner sozialen Klasse abgibt. Und ein wohlhabender Angeklagter im Anzug wird anders behandelt als ein ungebildeter Täter aus der Unterschicht. Dessen Risiko, hart angefasst und verurteilt zu werden, bleibt größer. Ungleichheit spielt sich nicht bloß im Vermögens-, sondern auch im Bildungs-, Wohn- und Gesundheitsbereich ab, ja sie durchdringt alle Poren der Gesellschaft – auch Polizei und Justiz bleiben davon nicht unberührt.

Also haben wir als Gesellschaft ein falsches Bild von Kriminalität?

Wir haben ein Zerrbild von Kriminalität. Wie von Armut und Reichtum ja auch. Hierzulande glaubt man, wir hätten kaum Armut und auch keinen extremen Reichtum, seien vielmehr eine „nivellierte“ Mittelstandsgesellschaft. So hat der Soziologe Helmut Schelsky die Bundesrepublik 1953 genannt und damit bis heute ihr falsches Bild von sich selbst geprägt. Wenn Sie die Menschen fragen, wo die Ungleichheit besonders stark ausgeprägt ist, werden die USA, Brasilien und Kolumbien, vielleicht auch Großbritannien oder Südafrika genannt. Das ist zwar nicht falsch. Aber zur Wahrheit gehört auch, dass Deutschland nach dem Gini-Koeffizienten, einem Ungleichheitsmaß, das 0 ist, wenn alle gleich viel besitzen, und 1, wenn einem alles gehört, beim Vermögen mit 0,83 direkt hinter den USA mit 0,85 bis 0,87 liegt. Wir haben in den Köpfen also ein völlig falsches Bild, was die Ungleichheit angeht. Und auch ein falsches öffentliches Bild der Kriminalität, das von Massenmedien erzeugt wird. Die bereits genannten „Klau-Kids“ verkaufen sich medial offenbar besser als Weiße-Kragen-Kriminalität. Schauen Sie sich nur an, wie wenig über den Cum-Ex-Skandal berichtet wird, wo sich ein kriminelles Netzwerk von Kapitalanlegern, Bankern und hochspezialisierten Steueranwälten allein am deutschen Fiskus um 30 Milliarden Euro bereichert hat.

Dass über die Weiße-Kragen-Kriminalität nicht berichtet wird, stimmt doch nicht. In der „Zeit“, im „Spiegel“ oder der „Süddeutschen Zeitung“ gab es große Recherchen zum Cum-Ex-Skandal.

Sie dürfen nicht den „Spiegel“ oder die „Süddeutsche“ zum Maßstab machen, sondern sie müssen die vielen Regionalzeitungen und den Boulevard nehmen, die viel mehr gelesen werden und das Alltagsbewusstsein prägen. In denen wird über den örtlichen Kegelclub berichtet und vielleicht noch über den arabischen Clan, aber doch nicht über Cum-Ex oder Cum-Cum. Das sind Begriffe, die eigentlich nur Leute kennen, die mit Aktien umgehen. Das ist eine kleine Minderheit und eher besser ausgebildet und materiell bessergestellt.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Armut und Kriminalität?

Ich würde sagen, es gibt einen Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Kriminalität. Raub, Einbruch oder Diebstahl wären ja ausgeschlossen, wenn alle extrem arm wären. Doch das eigentliche Problem ist die Ungleichheit, sie scheint mir eine starke Triebkraft für Kriminalität zu sein. Sowohl bei Ärmern als auch bei Reichen. Wenn ein Jugendlicher bei anderen Jugendlichen ein tolles Handy sieht, das er auch gerne hätte, sich wegen der Armut seiner Familie aber nicht leisten kann, beschafft er sich vielleicht Geld auf kriminellen Wege. Aber auch ein Multimillionär will vielleicht noch reicher werden, weil er nicht als Dollar-Milliardär auf der Forbes-Liste auftaucht. Warum stellt ein Fleischbaron mit einem Milliardenvermögen osteuropäische Werkvertragsarbeiter in seinem Schlachtkonzern ein, die den Mindestlohn nicht bekommen? Das ist doch nur damit erklärbar, dass er noch reicher werden möchte.

Also wäre für Sie der beste Kampf gegen Kriminalität der Kampf gegen Ungleichheit?

Ja, absolut. „Die beste Kriminalpolitik liegt in einer guten Sozialpolitik“, meinte der Marburger Strafrechtslehrer Franz von Liszt im 19. Jahrhundert. Damit meinte er die Kriminalprävention. Wer die Armut bekämpft und die Ungleichheit, tut auch etwas gegen die Kriminalität. Ich wünsche mir von der nächsten Bundesregierung, dass sie auf der einen Seite mit guter Sozialpolitik die Armut bekämpft und auf der anderen Seite mit Steuerpolitik dafür sorgt, dass sich die Kluft zwischen Arm und Reich nicht weiter vertieft, sondern wieder ein Stück weit schließt.

Tobias Großkemper und Karsten Krogmann

Kurz notiert

„Überfällige Gesetzesänderung“

Die Bundesregierung hat eine absurde Gesetzeslücke geschlossen: Ab sofort stehen Opfern von Gewalttaten, die mit einem Kraftfahrzeug begangen wurden, die gleichen Leistungen aus dem Entschädigungsrecht zu wie Opfern von Gewalttaten mit Messern oder Schusswaffen.

Das mag selbstverständlich klingen, war es aber bislang nicht: Weil es im Opferentschädigungsgesetz eine entsprechende Ausschlussklausel gab, konnten Geschädigte beispielsweise nach Amokfahrten leer ausgehen. Nach dem Anschlag mit einem Sattelzug auf dem Berliner Breitscheidplatz im Dezember 2016 hatte es erstmals erhebliche Kritik an dieser Regelung gegeben. Seither ist es in Deutschland zu drei weiteren Amokfahrten mit Toten und Verletzten gekommen: im April 2018 in Münster, im Februar 2020 im hessischen Volkmarsen und im Dezember 2020 in Trier.

Nach der Amokfahrt in Trier hatte der Bundesvorsitzende des WEISSEN RINGS, Prof. Jörg Ziercke, in einem Brandbrief die Bundesregierung aufgefordert, „dringend“ für eine Nachbesserung des Gesetzes zu sorgen. Er begrüßte die jetzt erfolgte Gesetzesänderung als „überfällig“. „Es darf nicht sein, dass die Entschädigung von Opfern davon abhängt, für welche Tatwaffe sich ein Gewalttäter entscheidet“, sagt Jörg Ziercke.

Petra Klein neue Vizepräsidentin bei Victim Support Europe

Victim Support Europe (VSE), der Dachverband der europäischen Opferschutzinitiativen, hat Petra Klein vom WEISSEN RING einstimmig zur neuen Vizepräsidentin gewählt. Die 65-jährige Oldenburgerin war zuvor Schatzmeisterin des Verbandes. Der WEISSE RING, größte Hilfsorganisation für Kriminalitätsoffer in Deutschland, ist eines von insgesamt 60 VSE-Mitgliedern aus 30 Ländern.

Klein arbeitete bis 2008 als Kriminalbeamtin und war unter anderem als Verhandlungsführerin bei Geiselnahmen

Mehr Opferanfragen beim WEISSEN RING

Der WEISSE RING war auch während der Corona-Krise permanent erreichbar. Sowohl telefonisch als auch online stieg die Nachfrage nach den Hilfsangeboten des Vereins für Opfer weiterhin stetig an. So ist das an sieben Tagen in der Woche von 7 bis 22 Uhr erreichbare Opfer-Telefon im vergangenen Jahr so oft wie noch nie seit seiner Gründung im Jahr 2016 angerufen worden. Im Jahr 2020 führten 19.613 Hilfesuchende Gespräche mit den Ehrenamtlichen am Telefon. Im Jahr 2016 lag die Zahl der Gespräche noch bei 15.315. Auch die Onlineberatung des WEISSEN RINGS verzeichnete eine stärkere Nachfrage: 3.352 Klienten meldeten sich im vergangenen Jahr, 2016 lag ihre Zahl bei 582.

Die Deliktbandbreite, mit der die ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer zu tun haben, ist groß: Einen Schwerpunkt mit rund 20 Prozent bildeten 2020 Sexualdelikte, die im Vergleich zum Vorjahr um etwas mehr als ein Prozent sanken. Um knapp 3 auf etwa 17,5 Prozent stiegen die Taten im Bereich häusliche Gewalt. In der Onlineberatung stieg die Anzahl der Menschen, die von Sexualdelikten betroffen waren. Mutmaßlich hat das mit der gefühlten größeren Anonymität im Online-Bereich zu tun.

Ob der kontinuierliche Nachfrage-Anstieg an einem Mehr an Taten, einem größeren Bekanntheitsgrad der Angebote des WEISSEN RINGS oder an verschiedenen Faktoren liegt, können die Opferberaterinnen und Opferberater nicht sagen. Die gut aus- und stetig fortgebildeten Ehrenamtlichen verstehen sich selbst als niedrigschwellige Eintrittspforte zu den Hilfsangeboten des Vereins. Darüber hinaus üben sie eine Lotsenfunktion aus, um Menschen auch in andere Hilfsangebote zu vermitteln. Sowohl das Opfer-Telefon als auch die Onlineberatung der Zentralen ehrenamtlichen Dienste des WEISSEN RINGS sind personell gut aufgestellt, so dass eine zuverlässige Beratung über beide Wege auch in Zukunft gesichert ist.

und Entführungen im Einsatz. Seit 2009 leitet sie die Außenstelle des WEISSEN RINGS in Oldenburg, Niedersachsen; von den Fallzahlen her einer der größten Standorte des Vereins in Deutschland. Sie gehört seit 2010 dem Bundesvorstand des WEISSEN RINGS an und ist Mitglied im Fachbeirat Europa/Internationales.

Neue Präsidentin von Victim Support Europe ist Geraldine Hanna aus Nordirland, zuvor Vizepräsidentin. Sitz des Verbandes ist Brüssel, Belgien.

„Ich mache immer weiter. Für die weiterführende Schule bekam ich keine Gymnasialempfehlung, obwohl ich damals Klassenbester war. Ich wechselte dann von der Hauptschule auf die Realschule und machte schließlich mein Abitur auf dem Gymnasium. Danach habe ich Humanmedizin studiert. Die ganze Zeit habe ich nebenher auf Intensivstationen gearbeitet. Das hat mich geprägt. Auch wenn man mit der Zeit abstumpft und sich an das Sterben gewöhnt, manche Schicksale prägen einen. Ich erinnere mich an einen Fall in San Antonio, Texas. Da ist ein junger Mann an Aids gestorben. Er bekam keine Luft mehr, wir mussten ihn beatmen. Zum Schluss versagte die Beatmung. In seiner Gemeinde war er sehr beliebt und sehr sportlich. Als er im Sterben lag, kamen seine Freunde, junge Männer standen um sein Bett, alle haben geweint. Ich kann mich noch genau an die Fassungslosigkeit seiner Angehörigen erinnern.“

KARL LAUTERBACH





„Vor zwei Jahren habe ich meinen Eltern einen Kleingarten geschenkt, die genießen das sehr. Jetzt habe ich mich auch für einen beworben und hoffe, dass ich dieses Jahr noch an einen komme. Wenn man viel in Sitzungen ist und vor allem mit dem Kopf arbeitet, ist es schön, auch mal was mit den Händen zu machen. Ich finde, Kochen ist total einfach, wenn man frische Kräuter hat, dann schmeckt es irgendwie immer. Zucchini finde ich auch super, weil sie vielseitig einsetzbar sind und so schnell wachsen. Da hat man schnell ein Erfolgserlebnis, ohne dass man Profi sein muss.“

ANNE HELM

„Übernehmt endlich Verantwortung!“

Christina Feist zählt zu den Menschen, die am 9. Oktober 2019 den rechtsterroristischen Anschlag in Halle überlebten. Sie ist 30, promoviert in Geschichte und Philosophie und lebt heute in Paris. In diesem Essay erhebt sie Anklage gegen die schweigende Mehrheit in Deutschland – und ruft sie zu echter Solidarität auf.

Dieser Text richtet sich an diejenigen, die mich immer wieder fragen, warum ich mir ein Leben in Deutschland nicht mehr vorstellen kann.

Im März 2019, sieben Monate vor dem Attentat auf die Synagoge in Halle, zog ich im Rahmen meiner Promotion für einen ursprünglich einjährigen Auslandsaufenthalt von Berlin nach Paris. Ein Jahr später und fünf Monate nach dem Attentat in Halle kämpfte ich in Paris nach wie vor mit Symptomen des erlebten Traumas.

Ich hatte Alb- und Angstträume, erschrak bei jedem plötzlichen, lauten Geräusch und hatte Schwierigkeiten, durch den Tag zu kommen. Das Attentat begleitete mich auf Schritt und Tritt. Ein Umzug – ganz egal wohin – war unvorstellbar.

Auch jetzt, anderthalb Jahre später, wird mir beim Gedanken, nach Deutschland zurückziehen zu müssen, immer noch schlecht. Und das sorgt für Irritationen.

Warum ich mir ein Leben in Deutschland nicht mehr vorstellen könne, fragt Ihr mich bestürzt. In Deutschland bewege ich mich in der Angst, antisemitisch angegriffen zu werden. Und gleichzeitig in der Gewissheit, damit gegebenenfalls alleine dazustehen: Werde ich auf der Straße angegriffen, wie es Freunden und Freundinnen von mir in Deutschland regelmäßig passiert, ist darauf Verlass, dass von den Umstehenden niemand eingreift. Falls überhaupt jemand stehen bleibt.

Von der Polizei ist statt Hilfe im besten Fall noch Gleichgültigkeit zu erwarten. Im schlimmsten Fall begegnet Betroffenen dort erneut Antisemitismus, Rassismus, Trans- oder Homofeindlichkeit.



Sinnbildliches Provisorium: Eine mobile Polizeiwache vor der Mauer der Synagoge in Halle • Foto: Tobias Großkemper

Die Politik bedient derweil beharrlich das Narrativ vom bedauerlichen Einzelfall. Lasst mich Euch also eine Gegenfrage stellen: Wie entbehrlich sind Euer Sicherheitsgefühl und Vertrauen in den Staat, in dem Ihr lebt?

Diese Antwort gefällt vielen von Euch nicht. Trotzdem begegnet Ihr mir ungläubig, ungeduldig und wütend. Das könne ja alles gar nicht sein, Deutschland habe schließlich aus seiner Geschichte gelernt. Ein Problem mit gesellschaftlich tief verankertem Antisemitismus und Rassismus könne es also gar nicht geben. Ich frage Euch: Wo ist diese angeblich solidarische Mehrheit, die Zivilcourage und Menschlichkeit beweist? Wo ist sie, wenn Freunde an Yom Kippur auf der Straße antisemitisch beschimpft werden? Wenn Mitstipendiaten die Kippa vom Kopf gerissen wird und sie körperlich angegriffen werden?

Der Antisemitismus marschiert in Form der Querdenker ungehindert durch Deutschlands Straßen. Während diese die Shoah verharmlosen und antisemitische Parolen skandieren, ist diese angeblich solidarische Mehrheit, als Teil derer Ihr Euch begreift, damit beschäftigt,

die Perspektive der Betroffenen infrage zu stellen. Ihr relativiert und bagatellisiert unsere Erfahrungen mit antisemitischen und rassistischen Angriffen. Anstatt Verantwortung zu übernehmen und an Veränderung zu arbeiten, stellt Ihr infrage, was wir, die Überlebenden und Hinterbliebenen, schon lange wissen: Deutschland hat ein Antisemitismus- und Rassismusproblem.

Antisemitische und rassistische Anfeindungen – online wie offline – sind schon lange Teil unseres Alltags. Gehört werden wir, die Betroffenen, aber erst, wenn es zu Terrorakten wie 2019 in Halle oder 2020 in Hanau kommt. Dann ruft Ihr reflexartig „Nie wieder“ und „Einzeltäter“. Und verliert bald wieder das Interesse. Aber antisemitische und rassistische Angriffe sind keine Einzelfälle, sondern Teil eines tief verwurzelten Netzwerks rechtsextremer Ideologie.



Foto: Tobias Großkemper

Eine Tafel an der Mauer der Synagoge erinnert an den Anschlag eines Rechtsradikalen in Halle. Der Mann versuchte, mit selbst gefertigten Waffen die Synagoge zu stürmen und ein Blutbad anzurichten. Als ihm das misslang, erschoss er in der nahegelegenen Innenstadt zwei Menschen und verletzte weitere.

Auch ich, als Betroffene eines rechtsextrem und neonazistisch motivierten Terroranschlags, bin keine Einzelpersone. Ich bin Teil einer ganzen Reihe von Menschen, die allesamt Opfer und Betroffene rechter Gewalt- und Terrorakte sind und deren Zahl stetig und mit erschreckender Geschwindigkeit wächst. Die Menge derer, die auch nach dem ersten „Nie wieder“-Hype noch neben uns, den Betroffenen, stehen, ist hingegen überschaubar gering. Einige davon durfte ich während des Prozesses gegen den Täter von Halle kennenlernen. Jeden Prozesstag standen sie im und vor dem Gerichtsgebäude, gaben mir Kraft und Halt. Diese Menschen sind Teil einer couragierten, solidarischen Minderheit in einer überwiegend schweigenden Mehrheit.

Dieses ohrenbetäubende Schweigen einer Mehrheit, die von sich behauptet, weder antisemitisch noch rassistisch zu sein, übertönt oft die vereinzelt solidarischen Zwischenrufe. Zu einsam und leise sind auch die Stimmen der Betroffenen, die sich nicht abspenken lassen, sondern unentwegt mahnen, warnen und fordern. Sie versanden in der Gleichgültigkeit ebendieser schweigenden Mehrheit.

Was sich denn ändern muss, fragt Ihr mich. Fangen wir damit an, was sich seit Oktober 2019 für mich geändert hat: Ich lebe nach wie vor in Paris. Meine Berufsaussichten mit einer deutschsprachigen Dissertation im nicht deutschsprachigen Ausland sind begrenzt. Und trotzdem werde ich nicht nach Deutschland zurückkehren.

Getrieben von der Angst vor Eurem eigenen schlechten Gewissen, hakt Ihr nach. Ich schaue Euch in die Augen und antworte: Ihr stellt Euch nicht neben uns, wenn Juden und Jüdinnen auf Deutschlands Straßen beschimpft werden. Wenn wir um Hilfe rufen, hört Ihr weg. Stattdessen winkt Ihr mit Israel-Flaggen, weil Ihr jüdische Menschen nicht von Israel unterscheiden könnt, setzt Euch eine Kippa auf und ruft empört „Nie wieder“. Dann suhlt Ihr Euch in Selbstzufriedenheit und nennt das „Solidarität“.

Eure Empathie reicht genau bis zum Ende Eurer Komfortzone. Und Ihr gebt Bestürzung vor und fragt mich, warum ich nicht in Deutschland leben will?

Christina Feist

Dieser Text ist ein Abdruck aus dem Buch „Menschen – Im Fadenkreuz des rechten Terrors“, das zu der gleichnamigen Ausstellung des gemeinnützigen Recherchezentrums Correctiv erschienen ist. Der WEISSE RING unterstützt die Ausstellung. Weitere Informationen finden Sie auf Seite 13.

Leben im Dazwischen

Wer als Transmensch in Deutschland lebt, muss damit rechnen, Opfer von Hass und Hetze werden zu können – oder sogar von Gewalt. Matthias Dalbert sagt: „Ich wollte eben ich sein und nicht irgendeiner Rolle entsprechen.“ Seither lebt Dalbert in ständiger Alarmbereitschaft.

Wenn Matthias Dalbert sich im öffentlichen Raum bewegt, ist Vorsicht das oberste Gebot. An einem Tag im April sitzt Dalbert deshalb mit einer schwarzen Jacke auf einer Parkbank. Es gilt, unauffällige Kleidung zu tragen, auf jedes Wort zu achten und genau auf dem Schirm zu behalten, was in unmittelbarer Umgebung geschieht. Welche Personen sind in der Nähe, wie sehen sie aus und wie bedrohlich könnten sie sein?

Matthias Dalbert hat ein rundes, freundliches Gesicht, kurze Haare, trägt einen Ohrring und hat eine weiche, aber resolut wirkende Stimme. Dalbert, Anfang 30, lebt in Berlin und heißt eigentlich nicht so, will aber aus Sicherheitsgründen anonym bleiben. Dalbert fühlt sich genötigt, in der Öffentlichkeit möglichst wachsam zu sein. Zu viele Anfeindungen und Gewalterfahrungen hat es bereits gegeben. Leute machten unabgesprochen Fotos, sie spuckten, brüllten Beleidigungen, warfen Gegenstände oder verfolgten Dalbert. Hass und Hetze als ständige Begleiter im Alltag.

Alles, weil Dalbert sich als genderfluid verortet. Sich nicht auf ein Geschlecht festlegen will. Mann oder Frau. Das ist Dalbert zu rigide. Dalbert möchte dazwischen bleiben. Und je nach Gefühl leben. Doch erlebt Dalbert immer wieder, dass andere Menschen das nicht akzeptieren wollen. Sie erwarten eine Entscheidung: Mann oder Frau. Nichts dazwischen.

Dalbert spricht von Geschlechterboxen, in die Menschen, denen es so geht, gepresst werden sollen. Box, Deckel

drauf, Mensch eingesperrt. Dalbert möchte sich aber nicht einsperren lassen. Und auch nicht mit „er“ oder „sie“ angesprochen werden. Dalbert schlägt „m“ als geschlechtsneutrales Neopronomen vor.

Transmenschen erleben oft Diskriminierung und Gewalt. Ein Leben zwischen den dominierenden Geschlechtern – nicht nur Dalbert hat deswegen Gewalt und Diskriminierung erlebt, sondern auch viele andere genderfluide Menschen. Und nicht nur sie, sondern auch andere, die zur Gruppe der Transpersonen gehören. Menschen also, deren Geschlechtsidentität nicht oder nicht vollständig mit dem bei der Geburt zugeschriebenen Geschlecht übereinstimmt. Wie viele Transmenschen in Deutschland leben, dazu gibt es bislang keine genaue Statistik. Die Angaben reichen von vierstelligen bis zu sechsstelligen Zahlen. Und auch die Untersuchungen zu Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von Transmenschen geben wenig Aufschluss. Belastbare Zahlen gibt es kaum. Das Ausmaß lässt sich allenfalls erahnen.

Die Zahl der 2020 in Deutschland gezählten transphoben Straftaten etwa klingt für eine Gesellschaft mit rund 83 Millionen Einwohnern nicht hoch. 204 transphobe Straftaten hat das Bundeskriminalamt (BKA) für 2020 dokumentiert. Darunter 40 Gewalttaten. Doch die Dunkelziffer dürfte ungleich höher liegen.

Viele Straftaten kommen nicht zur Anzeige

Vor allem deshalb, weil viele Betroffene nach Gewalterfahrungen nicht zur Polizei gehen. Der Mut, Transfeindlichkeit anzuzeigen, sei zwar ein wenig gewachsen, weil einige einen Beitrag zu einer besseren Gesellschaft leisten wollen, sagt Julia Monro von der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität.

Allerdings seien viele auch gehemmt, Strafanzeige zu erstatten, weil sie weitere stressverursachende Situationen eher vermeiden wollten. Denn Diskriminierung erlebten sie in allen Lebensbereichen, sagt Monro.

Aber auch der fehlende sensible Umgang von Polizeikräften, Staatsanwaltschaften und Gerichten sei ein großes Hemmnis, da viele nur unzureichende Kenntnisse über das Thema besäßen. „Trans“ werde noch immer häufig als psychische Erkrankung gesehen, als sexuelle Neigung gewertet oder die Anrede mit dem Wunschnamen verweigert, wenn eine Namensänderung noch nicht stattgefunden hat, sagt Monro. Hinzu komme das Problem des „Zwangsoutings“: „Eine Anzeige würde bedeuten, dass man sich offenbaren muss in seiner Geschlechtsidentität“, so Monro. „Eine Transperson, die etwa im privaten Umfeld noch nicht geoutet ist und das ‚Trans-Sein‘ nur in einer vertrauten Community in einer Art Doppelleben lebt und auf der Straße attackiert wird, die überlegt es sich besonders gut, ob sie bereit ist, Anzeige zu erstatten, denn das würde einem Outing gegenüber ihrer Familie und ihrem Umfeld gleichkommen.“

Gewalt ist ein ständiger Begleiter im Alltag

Überhaupt war 2020 das erste Jahr, in dem das BKA Kriminalität gegen das Geschlecht und die sexuelle Identität gesondert erfasst hat. Vorher fielen transphobe Straftaten unter jene gegen die sexuelle Orientierung. Lesbische, schwule und bisexuelle Menschen wurden dabei also mit trans- und intergeschlechtlichen Personen (LSBTI) zusammengefasst, obwohl letztere Bezeichnungen nichts über sexuelle Orientierung aussagen. Die Straftaten gegen die sexuelle Orientierung fielen mit 578 ähnlich hoch aus wie 2019 (576).

Fasst man jedoch diese Zahl mit der zu den transphoben Straftaten zusammen, ergibt sich ein Anstieg von 36 Prozent.

Die EU-Grundrechteagentur hat 2019 zudem untersucht, welche Erfahrungen LSBTI in Europa mit Gewalt und Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer Geschlechtsidentität gemacht haben.

So gaben etwa 13 Prozent der Befragten in Deutschland an, in den fünf Jahren vor der Umfrage sexualisierte oder physische Gewalt erlebt zu haben. Deutschland lag dabei nur knapp hinter Polen, Rumänien, Belgien und Frankreich und gleichauf mit Ungarn. Zahlen allein zu Transpersonen in Deutschland wurden in dieser Kategorie nicht gesondert dargestellt.

Die Bedrohungslage lässt sich schwer einschätzen, sagt Julia Monro. Doch das Problem ist da. „Gewalt gegen Transmenschen ist ein ständiger Begleiter im Alltag. Wenn es keine körperlichen Übergriffe sind, dann sind es oft verbale Attacken, aber auch bewusste Diskriminierungen auf der psychischen Ebene, wie beispielsweise die aktive Verweigerung des ‚richtigen‘ Namens oder ausbleibende Unterstützung von Behörden“, sagt Monro.

Unterwegs nur mit Telefon-Backup

Auch Matthias Dalbert berichtet davon. M kenne zudem viele Transmenschen, die jeden Tag im öffentlichen Raum Gewalt erleben. Manche würden das Haus nicht ohne Telefon-Backup verlassen. „Da schreibt dann eine Person ‚Ich gehe jetzt los‘, damit die andere weiß, wo sie hingehet und wie lange sie etwa braucht. Und dann schreibt sie, wenn sie angekommen ist. Wenn nicht, würde die andere Person das Haus verlassen und schauen, wo sie abgeblieben ist“, so Dalbert. Alles, weil sie sich so unsicher fühlen auf Berlins Straßen.

M selbst hat eine lebensbedrohliche Gewalterfahrung hinter sich. Dalbert schildert sie so: Vor einigen Jahren sitzt m gemeinsam mit einer weiteren Person auf einer Parkbank, als plötzlich ein Fahrradfahrer anhält und Dalbert

fragt, ob m ein Mann oder eine Frau sei. „Fahr einfach weiter“, sagt Dalbert. Doch das tut der Mann nicht. Erneut fragt er nach Dalberts Geschlecht und kommt näher. Dalbert steht auf. „Fahr einfach weiter“, wiederholt m. Der Mann aber stellt sein Fahrrad ab und kommt nun richtig nah. „Ich stech’ dich gleich ab, wenn du mir nicht sagst, ob du ein Mann oder eine Frau bist“, brüllt er.



DEFINITION TRANS
Jede Identität kann in unterschiedlichsten Ausprägungen auftreten: vom reinen Rollenwechsel durch Kleidung über den sozialen Wechsel der geschlechtlichen Rolle, die Einnahme von Hormonpräparaten bis hin zu chirurgischen Eingriffen wie beispielsweise der Geschlechtsangleichung an das gefühlte Geschlecht. Trans wird hierbei oft als Überbegriff verwendet, um die unterschiedlichen geschlechtlichen Ausprägungen und Identitäten in einem Begriff zusammenzufassen.

Quelle: „Die Fibel der vielen kleinen Unterschiede“
(www.aug.nrw)

Ein Messer sieht Dalbert nicht. Doch der Fahrradfahrer tritt so aggressiv auf, dass m sich sicher ist, mindestens ins Gesicht geschlagen zu werden. Selbst wenn m sich unterordnen würde. Dalbert steht da, atmet in die aufflammende Wut. „Ich schneide dir gleich deine hübschen blauen Augen raus, wenn du es mir nicht sagst“, droht m der Radler. Dalbert wird klar: Er liest m als Frau. Vermutlich, denkt m, erwartet ein gewalttätiger Mann wie er, dass Dalbert sich ihm unterordnet.

Immer wieder Panikattacken

Dass m heil aus der Situation herauskommt, glaubt Dalbert jetzt nicht mehr. M atmet weiter, doch die Wut kontrolliert nun den Körper. „Ist mir jetzt egal“, denkt Dalbert, und will die letzten zehn Zentimeter zwischen sich und dem Radfahrer selbst überbrücken. „Wenn er mich schon umbringt, dann will ich aber auch ein Stück von ihm mitnehmen“, denkt Dalbert. Dass m nun selbst in die Offensive geht, scheint den Mann abzuschrecken. Er weicht zurück. „Was denkst du denn, wer du bist!“, schreit er. Der Mann schnappt sich sein Fahrrad, fährt weiter und hält etwa 50 Meter weiter bei einer Gruppe von Menschen an. Dann schlägt er eine Person nieder. Am Ende erscheint die Polizei, der Fall kommt zur Anzeige. Immerhin. „Doch da war mir klar“, sagt Dalbert, „das hätte es auch gewesen sein können.“

Im nächsten halben Jahr habe m immer wieder Panikattacken bekommen, erzählt Dalbert. Da sei m klar geworden, noch vorsichtiger werden zu müssen in der Öffentlichkeit. Keine geblühten Hemden, keine extravaganten Haarschnitte, die eigene Identität möglichst nicht mehr sichtbar machen. „Das Risiko ist mir persönlich einfach zu hoch“, sagt Dalbert.

M hält sich fast ausschließlich unter anderen LSBTI auf oder sogar nur unter Transmenschen. Da sei das Verständnis einfach größer. In den ersten 20 Lebensjahren sei m nur in die Box „Frau“ gedrückt worden. Nach der Entscheidung, rechtlich, medizinisch und sozial zu transitionieren – sich entsprechend der eigenen Identität zu präsentieren, Vornamen und Personenstand zu ändern und einige körperliche Geschlechtsmerkmale anzugleichen –, fühlte sich Dalbert jedoch stark in die Box Mann gedrückt, weil m von vielen als Mann und nicht als genderfluid gelesen wurde. Erst drückt der Schuh auf der einen, dann auf der anderen Seite

„Die ersten Bewegungen aus der Box ‚Frau‘ raus haben mir eine Freiheit gegeben, mich so auszudrücken, wie es mir entspricht. Aber dann in die andere Box rein –

das hätte geheißen, andere Dinge aufgeben zu müssen, und das wollte ich nicht. Sondern ich wollte eben ich sein und nicht irgendeiner Rolle entsprechen und mich dann irgendwo beschneiden“, erzählt Dalbert. Dann habe m sich gefragt: Wie kann man transitionieren, ohne dass der Schuh erst an der einen und später an der anderen Seite drückt? „Nur weil die Gesellschaft denkt, Männer oder Frauen dürfen dieses oder jenes nicht. Und das war mir einfach zu eng. Da hatte ich keine Lust drauf.“ M fühle sich tendenziell mehr als Mann, aber das variere. Gender, sagt Dalbert, sei einfach nicht der wesentliche Punkt, „auf dem meine Identität fußt“.

Für den Großteil der Gesellschaft ist das anders. Fällt es deshalb vielen schwerer, Verständnis für Transmenschen aufzubringen? „Es ist gesellschaftlich so stark als anders und abweichend markiert. Man wird nicht mehr als ähnlich wahrgenommen und deswegen setzt sämtliche Empathie aus“, sagt Dalbert. Nach dem Outing habe m das Gefühl gehabt, Schritt für Schritt die Cis-Hetero-Privilegien zu verlieren. Als „cis“ werden Menschen bezeichnet, deren Geschlechtsidentität mit dem bei der Geburt zugeschriebenen Geschlecht übereinstimmt – in der Regel aufgrund der sichtbaren körperlichen Geschlechtsmerkmale.

Viele würden einen auf einmal anders behandeln, sagt Dalbert. Gemerkt habe m das etwa beim Bäcker. Oder auch beim eigenen Hausarzt. Dalbert fühlte sich bei ihm

46%

der Transbeschäftigten halten es immer noch für notwendig, ihre Geschlechtsidentität am Arbeitsplatz zu verschweigen.

46,2%

der Transbeschäftigten gaben 2017 in einer Studie des Instituts für Diversity und Antidiskriminierungsforschung an, im Beruf wegen ihrer Geschlechtsidentität schlechter behandelt zu werden.

lange gut aufgehoben. Der Arzt sei zugewandt gewesen und habe sich Zeit genommen. Dann habe m erzählt, „trans“ zu sein, und es sei schlechter geworden. Kein Augenkontakt mehr, keine Zeit mehr, nicht mehr Kommunikation als nötig.

Diskriminierung am Arbeitsplatz

Auch Diskriminierung in Bewerbungsprozessen oder am Arbeitsplatz hält Dalbert für keine Seltenheit. „Ich kenne Personen, die haben in den letzten Jahren 300 Bewerbungen geschrieben und kriegen keinen Job, obwohl sie hochqualifiziert sind“, sagt Dalbert. M ist überzeugt, dass das an der Geschlechtsidentität jenseits der Norm liegt.

In einer Studie des Instituts für Diversity und Antidiskriminierungsforschung von 2017 gaben zudem 46,2 Prozent der Transbeschäftigten an, wegen ihrer Geschlechtsidentität schlechter behandelt zu werden. Erfragt wurden Kriterien wie Urlaub, Gehalt und Wertschätzung. Ebenfalls mehr als 46 Prozent empfanden es demnach häufig als notwendig, ihre Geschlechtsidentität zu verschweigen – auch wenn insgesamt 76,5 Prozent der Transbeschäftigten angaben, an ihrem Arbeitsplatz offener mit ihrer Geschlechtsidentität umgehen zu können als noch 2007, als es eine vergleichbare Studie gab.

Doch viele können optisch gar nicht verbergen, dass sie „trans“ sind. Da sehe man es auf den ersten Blick, sagt Dalbert, was gar nicht alle wollten. „Die Frage ist halt, was ist authentisch und wie will ich mein Leben leben? Wie bewege ich mich und wie ziehe ich mich an? Und mache ich das aus Sicherheitsgedanken oder weil ich meinem authentischen Ich Ausdruck verleihen will?“

Was ist ein richtiger Mann, was eine richtige Frau?

M stört vor diesem Hintergrund vor allem eines: Die Gesellschaft kreise zu sehr darum, was ein richtiger Mann, was eine richtige Frau sei. Dalbert findet, es wäre ein Fortschritt, wenn sich alle fragen würden, was sie für einen richtigen Mann und eine richtige Frau halten – und warum. Und wie sie jemanden sehen, der sich nicht so verhalte, wie sich ihrer Meinung nach eine richtige Frau oder ein richtiger Mann verhalten sollte. „Die meisten Leute werden da feststellen, dass es bei denen, die sich nicht so verhalten wie ein in ihren Augen richtiger Mann oder eine richtige

Frau, abwertende Gedanken aufkommen. Und das ist ein Spiegel von dem, was man selbst gelernt hat“, sagt Dalbert.

Ein Großteil der Diskriminierung, glaubt m, geht darauf zurück, dass immer noch die Denkweise vorherrscht: Mädchen und Jungs haben „normal“ und hetero zu sein, alles andere ist problematisch. „Ich würde schon sagen, dass da viel auf die Sozialisation zurückzuführen ist. Wir werden so erzogen“, sagt Dalbert. „Nimm die Beine zusammen“ oder „Jungs weinen nicht“, nennt m als Beispiele. „Ich glaube, da sind so viele Verletzungen auf der Basis von Geschlecht. Und da schwimmt so mit, ich muss ein richtiger Mann oder eine richtige Frau sein.“

Der Trans-Szene werde oft vorgeworfen, sie wolle die Geschlechter abschaffen, sagt Dalbert. Dabei wollten diese Menschen nur so sein, wie sie sind. Ohne Hass und Hetze erleben zu müssen. Dalbert würde sich mehr freie Entfaltung und mehr Sicherheit für alle wünschen. „Wenn es diese engen Geschlechternormen nicht gäbe, wenn man auf viele Arten sein könnte, gäbe es vielleicht nicht mehr Transmenschen, aber es gäbe viel mehr Leute, die auf vielfältigere Weise Männer oder Frauen wären. Ich glaube, dann gäbe es eine Entlastung für alle“, sagt Dalbert.

Kurz bevor m an jenem Apriltag von der Parkbank aufsteht, kommt Dalbert noch einmal auf Kleidung zu sprechen. Die eigene Jacke, die m entschieden hat zu tragen. Sie ist unanstößig, maximal unauffällig, schwarz eben. „Was aber, wenn sie pink wäre“, fragt m, „hätten wir uns dann auf dieser Parkbank so ungestört unterhalten können?“

Christoph Zempel

Lob und Tadel – und ganz viel Diskussion



Noch nie hat der WEISSE RING so viele Rückmeldungen auf sein Magazin „Forum Opferhilfe“ bekommen wie auf Ausgabe 01/2021 mit dem Titel „Hass und Hetze: Die gereizte Republik“. Den Verein erreichten weit mehr als hundert Reaktionen, von harscher Kritik über wütende Vereinsaustritte bis hin zu überschwänglichem Lob war alles dabei.

Der WEISSE RING hat „Hass und Hetze“ zu seinem Jahresthema 2021 gemacht, weil der Verein die zunehmende Verrohung der Gesellschaft für die aktuell größte Bedrohung hält – für einzelne Menschen, die Beleidigung, Bedrohung, Gewalt und sogar Mord erleben, aber auch für die Demokratie als Ganzes. Dem gilt es entgegenzuwirken, Kriminalprävention ist Satzungsziel des Vereins. Das Thema „Hass und Hetze“ bildet deshalb den Mittelpunkt unserer Öffentlichkeitsarbeit, um „Hass und Hetze“ drehte sich auch Ausgabe 1/2021 von „Forum Opferhilfe“, dem Magazin des WEISSEN RINGS. In verschiedenen Texten, ob lange Recherche, Interview oder Gastbeitrag, zeigten wir die Formen und Folgen von Hass und Hetze auf und suchten nach Lösungsansätzen.

Wir, die Redaktion, haben damit erreicht, was wir erreichen wollten: Wir wollten Debatten anregen und zur Diskussion einladen. Und wir bekamen die schönste Rückmeldung, die sich eine Redaktion wünschen kann: Unser Heft wurde gelesen. Oftmals von der ersten bis zur letzten Seite, wie viele Zuschriften belegten.

Erstaunt hat uns allerdings der Vorwurf, wir hätten mit dem Heft die politische Neutralität aufgegeben, wir seien auf die „links-grüne“ Seite gewechselt, wir seien sogar „linksradikal“. Im Mittelpunkt der längsten Geschichten des Magazins stehen eine Ministerin und Bundestagsabgeordnete der CSU, ein CDU-Bürgermeister (der Opfer eines Messerangriffs wurde) und ein 63-jähriger Polizeipräsident mit SPD-Parteibuch (der Beleidigungen und Bedrohung ausgesetzt war).

Worum geht es uns? Wir wollen Debatten anstoßen, wir wollen verschiedene Spektren abdecken, wir wollen im Sinne des Opferschutzes eine hörbare Stimme sein. Vor allen Dingen aber wollen wir das gemeinsam mit Ihnen erreichen, mit Ihren Ideen und Vorschlägen. Wir wollen miteinander ins Gespräch kommen, und diese Mitgliederzeitschrift ist unser Angebot an Sie.

Schreiben Sie uns, treten Sie mit uns in den Dialog ein. Lassen Sie uns gemeinsam die Themen finden und bearbeiten, die für den WEISSEN RING wichtig sind.

redaktion@weisser-ring.de

Ihre Forum-Opferhilfe-Redaktion



„Mit Erstaunen nehme ich zur Kenntnis, dass Sie das Forum Opferhilfe dazu missbrauchen, gegen eine demokratisch gewählte Partei zu hetzen. Sie unterstellen der AfD Hass, Hetze und Rassismus – und hetzen damit selbst; unglaublich!“ (Dr. Christian P., Aschaffenburg)

„...Was mir allerdings absolut unverständlich ist, dass Sie sich der populistischen Tendenz der politischen Korrektheit anbieten und Spenden einer im Bundestag vertretenen Partei (AfD) ablehnen.“ (Jochen S., Wees)

„Es ist ja schon fast zum Lachen, wie Sie in Ihren Beiträgen in Ihrem neuesten ‚Forum Opfer‘ Heft, das Sie im Anschreiben ‚Gemeinsam gegen das gesellschaftliche Gift‘ bezeichnen, auf die Bedrohung der Demokratie aufmerksam machen. Ich hinterfrage keinesfalls, woher Sie und Ihre Mitarbeiter wie z.B. Tobias Großkemper und Patrick Stegemann dieses Gift nehmen, das Sie in dieser Ausgabe versprühen. Pfui!“ (Edina S., Walddorfhäslach)

„Da Ihr Verein offensichtlich nicht mehr (nur) der Opferhilfe dient, sondern politische Ideologien verbreiten will, erkläre ich hiermit meinen sofortigen Austritt aus dem Weißen Ring.“ (Klaus H., Schwieberdingen)

„Sie haben leider den politisch neutralen Kompass völlig verloren. Der Artikel des linksradikalen Journalisten Prof. Dr. Prantel ist der negative Höhepunkt Ihres Magazins. Die Botschaft, die Sie hier senden, ist die Forderung nach Denunziantentum und Stigmatisierung politischer Meinungen, die nicht in den linksliberalen Mainstream passen. Willkommen in der DDR 2.0!“ (Martin R., Hamburg)

„Leider stelle ich nun fest, dass der Verein einseitig ideologisch ausgerichtet ist. So werden im Magazin Forum Opferhilfe 1/2021 die menschenverachtenden Aktivitäten der linksextremen Szene kaum gewürdigt...“ (Peter S., Pyrmont)

„Um es auf den Punkt zu bringen: Ich bin enttäuscht darüber, dass Sie sich politisch positioniert haben und Andersdenkende denunzieren.“ (Gerald S., Schweinfurt)

„Wenn Sie sich – so mein subjektiver Eindruck beim Lesen einiger Artikel in der aktuellen Ausgabe – mit Ihrem (politischen) Magazin als Wurmfortsatz des Bundespresseamtes verstehen und auch künftig Positionen vertreten, die dem aktuellen Mainstream entsprechen, werde ich die Mitgliedschaft kündigen.“ (Reiner S, Mainz)

„Scheinbar gibt es bei Ihnen, ganz auf Linie, nur Hass von einer Seite.“ (Marion und Heiko G., Lübeck)



„Gratulation und Dank für das Heft Forum Opferhilfe 01/21. Schon das Titelbild spricht eine deutliche Sprache, und auch in den ausgezeichneten Beiträgen werden Probleme aufgezeigt, die die meisten Menschen bewegen und beunruhigen. Dabei benennen die Autoren auch Ursachen und suchen nach Wegen aus dem Übel. Diese Vorgehensweise ist beispielhaft und regt hoffentlich auch Politiker und Juristen an. Dieses Heft ist mir eine Spende wert.“ (Angelika L., Erfurt)

„Selten nehme ich mir die Zeit, Ihr Informationsheft durchzulesen. Diesmal hat mich das gesamte Thema so gebannt, dass ich mir die Zeit dafür genommen habe.“ (Beate K., Hausach)

„Meine Hochachtung für eine überaus gelungene Ausgabe. Sehr anschaulich, informativ und tiefgreifend und noch dazu die richtigen Themen angepackt.“ (Karlheinz D., Minfeld)

„Ich habe diese besondere Ausgabe mit viel Aufmerksamkeit u. großem Interesse gelesen. Alles was da beschrieben ist trifft den Nagel auf den Kopf!“ (Manfred S., Berlin)

„Mit großer Aufmerksamkeit habe ich die Ausgabe 01/2021 mit dem Titel Die gereizte Republik gelesen. Die Ausführungen zur Strafverfolgung/Recht und die Schilderungen von Opfern sind wirklich beeindruckend. Danke dafür.“ (Konrad Freiberg, früherer Bundesvorsitzender der Gewerkschaft der Polizei)

„Mit großem Interesse habe ich Ihr Schreiben und Ihr Magazin gelesen. Hass, Hetze und Gewalt nimmt immer mehr zu und droht unsere Gesellschaft zu zerstören, eine Spaltung ist bereits deutlich zu erkennen.“ (Ute Lukasch, Die Linke, Mitglied im Thüringer Landtag)

„In der ‚Osterruhe‘ fand ich heute mal Zeit, das Magazin zu studieren, das Sie mir zugesandt hatten. Insbesondere das Thema Hass und Hetze und der gesamte Themenschwerpunkt hat mich inhaltlich angefasst, auch aus eigener Erfahrung als Politiker. Deshalb möchte ich Ihnen versichern, dass ich die Arbeit des Weissen Rings sehr schätze und unterstütze.“ (Dr. Helmut Kaltenhauser, FDP, Mitglied im Bayerischen Landtag)

„Mit Ihrem Magazin ‚Forum Opferhilfe‘ leisten Sie einen wertvollen Beitrag und zeigen sowohl Mechanismen und Entstehung von Hass und Hetze als auch Möglichkeiten der Bekämpfung dar.“ (Barbara Regitz, CSU, Mitglied im Bayerischen Landtag)

Danke

Dicker Scheck für den WEISSEN RING in Nordfriesland-Süd

Ein Scheck über 12.504,33 Euro! So viel Geld für die Arbeit des WEISSEN RINGS in Nordfriesland-Süd, Außenstellenleiterin Ines Dirks ist begeistert. Zu verdanken hat sie diesen Geldsegen der Dietrich-Krüger-Stiftung in Tating. Dietrich Krüger war Heizungsbauer und legte seine Ersparnisse in einer Stiftung an, um nach seinem Tod Organisationen in der Region finanziell zu unterstützen. Seit 2016 findet nun alle zwei Jahre eine Spendenaktion statt. Die begünstigten Vereine und Verbände müssen im ersten Jahr nachweisen, wie das Geld eingesetzt wurde. „Beim WEISSEN RING kommt die Spende eins zu eins den Hilfesuchenden und Opfern zugute“, erklärt Ines Dirks.



Ines Dirks • Foto: Herbert Müllerchen

i

Leider kann die Redaktion in der Mitgliederzeitschrift nicht alle eingesendeten Spendenaktionen veröffentlichen – der WEISSE RING dankt aber ausdrücklich allen Spendern!

Weitere Spendengeschichten finden Sie auf spenden.weisser-ring.de

2.000 Euro für die Präventionsarbeit

Um Solidarität in herausfordernden Zeiten zu zeigen, verzichtete das Leitungsteam der Firma RHODIUS Mineralquellen auf einen Teil seines Gehalts, um sich für einen guten Zweck einzusetzen. Insgesamt 10.000 Euro kamen so zusammen, die zu gleichen Teilen an fünf gemeinnützige Organisationen gespendet wurden. Bedacht wurde auch der WEISSE RING in Ahrweiler. Die 2.000 Euro möchte Außenstellenleiter Gerhard Mainzer vor allem für die Präventionsarbeit nutzen.

Zahnarztpraxis unterstützt den WEISSEN RING

Volker Dietel möchte auch in schwierigen Zeiten ein Zeichen setzen. Deshalb hat er anlässlich der Übernahme seiner neuen Zahnarztpraxis im thüringischen Ebersdorf 1.000 Euro an den WEISSEN RING gespendet. Virginie Wolfram, Leiterin der Außenstelle Saale-Orla-Kreis, freut sich sehr über die finanzielle Unterstützung für Präventionsprojekte und den Opferschutz in der Region.



Virginie Wolfram und Volker Dietel (v. l.) • Foto: Peter Hagen

Verein „Ally hilft – Handeln, statt hoffen!“ spendet Geld aus T-Shirt-Verkauf

Der sozial engagierte Verein „Ally hilft – Handeln, statt hoffen!“ hat im Rahmen einer Anti-Cybermobbing-Kampagne T-Shirts verkauft. Zusammengekommen sind dabei stolze 1.300 Euro. Darüber freuen darf sich der WEISSE RING in St. Wendel im Saarland. „Mit seiner Anti-Cybermobbing-Kampagne hat der Verein ‚Ally hilft – Handeln, statt hoffen!‘ ein wichtiges Zeichen gegen Hass und Hetze in der Gesellschaft gesetzt“, findet Jürgen Felix Zeck, amtierender Landesvorsitzender. „Der Erlös aus dem T-Shirt-Verkauf kommt nun unverschuldet in Not geratenen Opfern von Straftaten zugute. Der Verein hilft damit dem WEISSEN RING, Menschen zu helfen. Dafür ein großes Dankeschön!“



Mitglieder des Vereins spendeten: Liane Weber (stellv. Vorsitzende Ally), Jürgen Felix Zeck (amtierender Landesvorsitzender WEISSE RING Saarland), Serena Bouillon (Vorsitzende Ally) und Franz Josef Biesel (Leiter der AS St. Wendel; v. l.) • Foto: Verein „Ally hilft – Handeln, statt hoffen!“

Spendenaktion für Opfer in Hessen

Von Dezember 2020 bis Januar 2021 veranstaltete das Autohaus Anton in Taunusstein eine Spendenaktion zugunsten des WEISSEN RINGS. „Wir wollten unseren Kunden etwas zurückgeben und gleichzeitig etwas Gutes tun. Deswegen haben wir uns entschieden, ein Gewinnspiel in Verbindung mit einer Spendenaktion auf die Beine zu stellen“, erzählt der Chef des Autohauses, Jesse Anton. Der Spendenbetrag in Höhe von 400 Euro wurde im März an den Leiter der Außenstelle Wiesbaden, Rudi Glas, überreicht.

Heavy-Metal-Fanclub sammelt für den WEISSEN RING

Auf die Heavy-Metal-Freunde vom Mosh-Club Kolmberg ist Verlass. 500 Euro kamen bei einer spontanen Sammelaktion unter den Mitgliedern für den WEISSEN RING zusammen. Klaus Kozuch, Leiter der Außenstelle Cham, ist begeistert: „Ihr seid die Treuesten der Treuen.“ Den symbolischen Scheck übergab ihm Kathrin Leipold, die Vizepräsidentin des Clubs. Mit dem Geld kann der Verein vielen Menschen, die nach schweren Vergehen in einer Notlage sind, wieder in den Alltag zurückhelfen, weiß Klaus Kozuch. In den vergangenen zwölf Jahren hat der Mosh-Club Kolmberg schon über 30.000 Euro aus Benefizkonzerten und Spendenaufrufen an den WEISSEN RING spendet.



Kathrin Leipold und Klaus Kozuch (v. l.) • Foto: Gregor Raab

Kölner Polizeianwärter sammeln Geld für Assistenzhund

32 angehende Polizistinnen und Polizisten der Hochschule für Polizei und öffentliche Verwaltung des Landes Nordrhein-Westfalen in Köln unterstützen den WEISSEN RING mit der stolzen Summe von 600 Euro. Die Studierenden möchten mit dieser Spende ein Beispiel dafür geben, dass die Polizei sich auch um Opfer von Straftaten sorgt, und ganz gezielt helfen. Durch ihren Dozenten Gerhard Mainzer erfahren die Polizisten in spe von einem Fall, der allen nachdrücklich in Erinnerung blieb: eine junge Frau, die über Jahre Opfer von Missbrauch wurde, nun in einer unterstützenden Einrichtung lebt und einen Assistenzhund benötigt. Gerhard Mainzer, Leiter der Außenstelle Ahrweiler, freut sich nicht nur über das Geld, sondern vor allem für die junge Frau, die nicht allein gelassen wird und mit dem Assistenzhund in Zukunft ein selbstbestimmteres Leben führen kann.



Kommissaranwärterinnen und -anwärter der Hochschule für Polizei und öffentliche Verwaltung des Landes Nordrhein-Westfalen (Studienort Köln) und ihre Dozenten • Foto: privat

Ausgabe 02/2021

Forum Opferhilfe ist die offizielle Mitgliederzeitschrift des WEISSEN RINGS. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Herausgeber

WEISSER RING Gemeinnütziger Verein zur Unterstützung von Kriminalitätsopfern und zur Verhütung von Straftaten e. V.

Bundesvorsitzender

Jörg Ziercke

Bundesgeschäftsstelle

Weberstraße 16, 55130 Mainz
Telefon: 06131 8303-0
Telefax: 06131 8303-45
E-Mail: info@weisser-ring.de
Internet: www.weisser-ring.de

V.i.S.d.P.

Bianca Biwer

Redaktion

Christian Ahlers, Martin Anker, Tobias Großekepper, Karsten Krogmann und Claudia Schröder

Texte

Christian Ahlers, Hiltrud Bontrup, Sebastian Dalkowski, Christina Feist, Tobias Großekepper, Karsten Krogmann, Ron Ulrich, Christoph Zempel

Titelbild

Ivo Mayr/Correctiv

Kontakt zur Redaktion

Telefax: 06131 8303-4004
Telefon: 06131 8303-4000
E-Mail: redaktion@weisser-ring.de

Layout und Satz

3st kommunikation, Mainz

Lektorat

Britta Hübener

Druck

Eberl & Kösel GmbH & Co. KG, Altusried-Krugzell

ISSN 2627-051X

 Der WEISSE RING auf Facebook:
www.facebook.com/weisserring

 Der WEISSE RING auf Youtube:
www.youtube.de/weisserringev



Zivilcourage macht Schule

Der WEISSE RING bietet Lehrkräften kostenfreie Unterrichtsmaterialien zum Thema an. Als praktische Hilfestellung, um Schülerinnen und Schüler über die Möglichkeiten zivilcouragierten Handelns zu informieren und sie zu bestärken, sich für andere einzusetzen und gegen Unrecht und Diskriminierung einzutreten.



SEPA-Überweisung/Zahlschein		Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.	
Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts		BIC	
Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)			
WEISSER RING e.V.			
IBAN			
DE05370205000007234302			
BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)			
BFSWDE33XXX			
		Betrag: Euro, Cent	
Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers			
WR - Magazin 2 / 21			
noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)			
Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)			
IBAN			
DE			
Datum		Unterschrift(en)	

LaserWare LW 0107/LW 0257

Zivilcourage

Zivilcourage ist für den WEISSEN RING in der Prävention ein sehr wichtiges Thema. Die Forschung hat aufgezeigt, dass bestimmte Persönlichkeitsmerkmale Zivilcourage charakterisieren. Zu diesen Merkmalen gehören die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, die Fähigkeit, Empathie zu empfinden, und ein hohes Selbstvertrauen. Hinzu kommen ethische Überzeugungen wie Solidarität, soziale Verantwortung, Werte und Fürsorglichkeit. Wesentlich ist jedoch das Wissen über das konkrete Tun oder Unterlassen in der jeweiligen Situation.

Um dieses Wissen zu fördern, hat der WEISSE RING Unterrichtsmaterial für Lehrkräfte der Sekundarstufe I und II entwickelt. Das Unterrichtsmaterial umfasst drei flexible, unabhängig voneinander nutzbare Module: „Demokratie und Werte“, „Umgang mit Konflikten“ und „Empathie im Alltag“. Zu jedem Themenblock wurden Hintergrundinformationen, didaktische Hinweise für Lehrkräfte und Arbeitsblätter für den praktischen Unterricht zusammengestellt. Lehrkräfte können so ohne viel Vorbereitungszeit das Material in ihren Unterricht einbringen.

Das Unterrichtsmaterial kann unterstützen, Wissen über couragiertes Handeln zu ver-

mitteln und Hemmschwellen abbauen. Psychologische und soziologische Mechanismen können ins Bewusstsein gerufen werden. Es kann das genaue Hinsehen geschult werden, um kritische Situationen besser einschätzen zu können. Bei Zivilcourage ist es das oberste Ziel, im Rahmen der persönlichen Möglichkeiten direkt und sinnvoll zu agieren, ohne sich selbst zu gefährden.



Die Materialien können über die E-Mail Adresse: praevention@weisser-ring.de bestellt werden oder auf der Webseite www.weisser-ring.de/zivilcourage als Webversion heruntergeladen werden. Das Material richtet sich gezielt an Lehrkräfte oder Multiplikatoren der Sekundarstufe I und II. Passend zum Unterrichtsmaterial kann auch die Broschüre „Zeig's allen – zeig Zivilcourage“ ergänzend verwendet werden.

*Mit Ihrer Spende
helfen Sie uns helfen!*



WEISSER RING

Wir helfen Kriminalitätsoffern.



WEISSER RING

Wir helfen Kriminalitätsopfern.

GOGREEN

Klimaneutraler Versand
mit der Deutschen Post

100%



Rückhalt und Hilfe für Betroffene von Hass und Hetze

Wir sind für Sie da:

Opfer-Telefon: 116 006
bundesweit kostenfrei

**Bundesweit für
Sie vor Ort**

Onlineberatung:
www.weisser-ring.de



Ehrensache

**Aus dem Verein,
für den Verein**

Was wäre der WEISSE RING ohne die Menschen, die sich für ihn einsetzen? Nichts. Einige von ihnen stellen wir Ihnen heute vor: Sie lernen Menschen aus Brandenburg, Hessen und dem Rheinland kennen, die sich ehrenamtlich als Opferhelferinnen und -helfer in unserem Verein engagieren.

Inhalt

Frankfurt an der Oder
S. 02-04

Hanau
S. 05-07

Rhein-Sieg
S. 08-09

Aus den Ländern
S. 10-11

Aus der Bundesgeschäftsstelle
S. 12

„Damit kann ich leben“

Nein, kein Besprechungstisch. Es ist ein Sofa, auf das Elfi Wolff ihre Kundinnen oder Kunden einlädt. Ein breites, dick gepolstertes braunes Ledersofa mit gemütlichen Armlehnen. Darauf setzen sie sich, Elfi Wolff zeigt ganz beiläufig, wie man das Fußteil ausfahren und die Beine hochlegen kann, und dann fragt sie: „Möchten Sie erzählen?“

Wolff arbeitet seit sieben Jahren als Ehrenamtliche beim WEISSEN RING, sie leitet die Außenstelle in Frankfurt an der Oder – und ist zugleich die einzige Ansprechpartnerin vor Ort. Das Büro mit dem Sofa liegt im Hinterraum ihres Kosmetik- und Fußpflegestudios. Warme Cremetöne kleiden die Wände, ein dicker Vorhang lässt vergessen, was hinter der Verbindungstür passiert, der Schreibtisch wirkt penibel aufgeräumt: Hier ist Zeit und Raum nur für den Gast.

„Kunden“ oder „Geschädigte“ nennt Wolff die Kriminalitätsoffer, die sie besuchen. Kunden, „denn ich biete ja auch einen Service an“. Das Wort Opfer mag sie nicht. „Das legt einen Menschen gleich auf diese Rolle fest.“ Außerdem werde „Opfer“ seit ein paar Jahren als Schimpfwort verwendet, das sehe sie oft in der Stadt an Wände gesprüht: „Du Opfer!“

Für Wolff sind diese Menschen einfach in einer Notlage und brauchen Hilfe. Sie kann helfen, weil sie sich auskennt. Und so hört sie sich an, was vorgefallen ist, und erklärt, was sie tun kann. Wer keine sichere Wohnung mehr hat, dem verhilft sie schnell zu einer Unterkunft. Wer bestohlen wurde, bekommt Geld für das Nötigste. Menschen, die Behörden und komplizierte Formulare fürchten, begleitet sie. Sie unterstützt, berät, vermittelt. Und manchmal hört sie einfach nur zu oder begleitet Geschädigte auf Spaziergängen, „damit sie mal den Kopf frei kriegen“. Wolff bewertet nicht, beschwichtigt nicht. Sie macht einen Schritt nach dem anderen.

Bevor sie ihren Salon eröffnet hat, arbeitete Wolff als Krankenschwester, zuletzt auf der Intensivstation. Gespräche mit Patienten seien ihr nie schwergefallen: „Ich konnte mit Todkranken ganz normal über ihre Beschwerden reden, bis zum Tag, an dem sie starben. Die Dinge beim Namen nennen und erklären, was man tun kann. Ein Schritt nach

Elfi Wolff,
Leiterin der Außenstelle
Frankfurt an der Oder

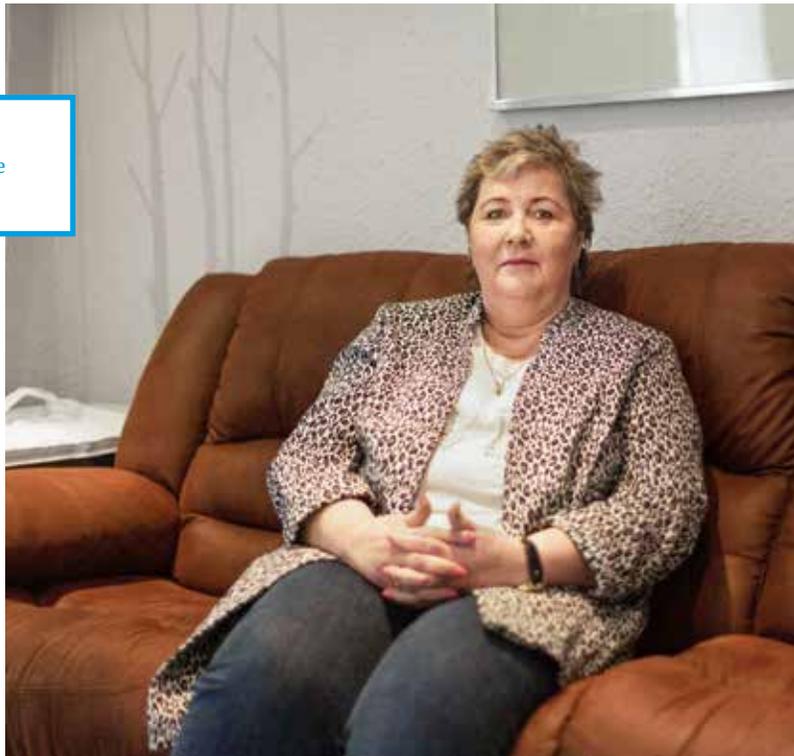


Foto: Stefan Geller

dem anderen.“ War sie innerlich trotzdem betroffen, von Mitleid erfüllt? Wolff überlegt. Die sonst so feste, ruhige Stimme wird weicher. „Nein, in dem Moment nicht. Da habe ich einfach funktioniert. Das ist auch heute so.“ Sie habe viel darüber nachgedacht: Ob sie vielleicht kalt sei? Aber nein. Sie schüttelt den Kopf mit dem kurzen dunkelblonden Haar. „Wäre ich emotional beteiligt, könnte ich nicht helfen.“ Später, viele Stunden nach einem Gespräch, da setze dann das Kopfkino ein. Und an manche Patienten von damals denke Sie jetzt noch, 30 Jahre später.

Wie um die Parallele zu betonen, war es ausgerechnet ein Krankenhaus, durch das Wolff zum WEISSEN RING kam. Sie lag als Patientin auf einer Station, auf der ein Mit-Patient bestohlen wurde. Sie kamen ins Gespräch, der Bestohlene fragte, ob sie ihn begleiten würde auf die Polizeistation. „Da lagen Flyer vom WEISSEN RING aus, und ich habe darin gelesen. Ich dachte, das finde ich gut, da will ich mich engagieren. Damit kann ich leben.“ Das sagt sie öfter: Damit kann ich leben. Sie wolle sich nicht vereinnahmen lassen, erklärt Wolff, sich nicht in eine Politik oder Bewegung hineinziehen lassen. Sie möchte nur einfach in konkreten Situationen helfen. Aktiv werden, wenn sie gebraucht wird. Dann wurde sie also nie angesprochen, ob sie sich engagieren wolle? „Nein! Das hab ich mir selbst gesucht.“ Selbstbestimmtheit: Die hat sie als Kind fürs ganze Leben

geprägt. Aufgewachsen ist Wolff in Penkun, mit 2.000 Einwohnern die kleinste Stadt Mecklenburg-Vorpommerns, kurz vor der polnischen Grenze. Das malerische Örtchen liegt umgeben von Seen und Feldern. Häuschen mit roten Dächern scharen sich um die Kirche, etwas abseits, von Wald umgeben, thront ein Schloss aus dem 12. Jahrhundert. „Schöner kann man nicht aufwachsen“, sagt sie: „Wie wir als Kinder den ganzen Tag herumgezogen sind und machen konnten, was wir wollten – das war die absolute Freiheit.“ Von Penkun ging es nach Schwedt, dann Rostock, Eisenhüttenstadt, verschiedene Orte in Baden-Württemberg, dann zurück in den Osten nach Frankfurt/Oder. Dazwischen bereiste sie fast die ganze Welt. Irgendwann schulte Wolff um auf Kosmetik und Fußpflege, gründete ihr eigenes Studio, wo sie selbst bestimmen kann und Austausch mit Menschen hat, der ihr so viel bedeutet.

Seit gut einem Jahr lebt sie nun in Fürstenwalde, zwischen Frankfurt/Oder und Berlin. Beim Herumziehen blieb es also. War das nicht anstrengend? „Nein! Ich habe immer leicht Leute kennengelernt, schon durch die Arbeit. Und ich habe mir auch immer schnell meinen Lieblingsbäcker gesucht, meinen Lieblingsblumenladen und Lieblingsfriseur. Durch den Friseur kennt man sowieso bald den halben Ort.“ Wolff lacht, kraftvoll, aus dem Bauch heraus. Berührungsängste? Nö, habe sie nie.

Vielleicht ist es diese Mischung aus Selbstbestimmtheit, Tatkraft und fehlender Berührungsangst, mit der sie ihre Arbeit beim WEISSEN RING so gut macht. Lernen musste sie trotzdem viel. Anders als andere Ehrenamtliche, die auf ein Berufsleben bei der Polizei oder als Anwalt zurückblicken, fehlte ihr jede Basis. In der Ausbildung für Ehrenamtliche lernte sie das Grundsätzliche für den Umgang mit Kriminalitätsoffern. Im Selbststudium schaffte sie sich das deutsche Rechtssystem drauf, Straf- und Sozialgesetze, unzählige Behörden, Verbände und Hilfsvereine und deren Funktionen. Eine Opfer-Anwältin und Zusammenkünfte mit anderen Engagierten halfen dabei. „Das alles hat meinen Horizont unheimlich erweitert.“ Fortbildungen kamen dazu, für den Umgang mit Betrugsopfern zum Beispiel. Eigentlich hätte sie gern auch längst eine weitere zu Missbrauchsfällen und Stalking absolviert – sie machen den Großteil ihrer Arbeit aus –, doch die Pandemie verhinderte dies bisher.

Schon beim ersten Fall ging es um Missbrauch, Wolff erinnert sich genau. Sie begleitete ihren Vorgänger Wolfgang Mücke, und ohne es zu merken, ergriff sie in dem Gespräch irgendwann das Wort, und die Geschädigte sprach bald nur noch mit ihr. „Herr Mücke sagte später, er habe selbst noch einiges gelernt.“ Wolff schmunzelt, die Augen blitzen.

„Ich sag immer, die Welt ist schlecht, aber ich kenne mehr gute Menschen als schlechte.“

Elfi Wolff

Gibt es Fälle, die ihr besonders in Erinnerung geblieben sind? „Zwei.“ Das kommt prompt. Zwei junge Frauen. Die eine überlebte einen Mordversuch, vorher war sie von einer Gruppe junger Männer und Frauen gefoltert worden, die Haare wurden ihr abgebrannt. „Sie ist geflüchtet, wurde aber wieder gefangen und dann in die Oder geworfen. Nur mit Glück konnte sie sich an der Spundwand festhalten.“ Wolff besuchte die junge Frau zu Hause, sie hatte an der Wohnungstür drei Schlösser. „Als sie die verriegelt hat und sagte, dass die Täter in der Nähe wohnen, da wurde mir schon mulmig.“ Heute sitzen die Täter im Gefängnis, die junge Frau hat Wolff ein Foto geschickt. Ihre Haare sind wieder gewachsen.

Es ist schön zu wissen, dass es wieder aufwärts geht. Von dem anderen Fall hat sich jede Spur verloren: eine junge Frau aus Tunesien, die krank war und nach Deutschland verschleppt wurde, mit dem Versprechen, von einem Arzt behandelt zu werden. Stattdessen wurde sie als Sexsklavine gefangen gehalten. Sie konnte fliehen – mit nichts am Leib als einem Nachthemd. „Dieses Mädchen war so eingeschüchtert, und sie tat mir so leid“, sagt Wolff. Sie besorgte ihr sofort eine weite Hose mit passender langer Tunika. „Damit sie sich wenigstens angemessen gekleidet fühlt.“ Was bekommt man für ein Weltbild, wenn man immer wieder in solche Abgründe schaut? Wolff hat die Frage schon oft gehört: „Ich sag immer, die Welt ist schlecht, aber ich kenne mehr gute Menschen als schlechte.“ Desillusioniert sei sie trotzdem. Zum Beispiel die Enkel- oder Polizeitricks, mit denen ältere Menschen betrogen werden – Wolffs Stimme klingt nun doch etwas nach Kloß im Hals. „Da werden Leute um die Früchte ihres gesamten Lebens gebracht. Um das Geld, mit dem sie später einen Heimplatz bezahlen wollten.“ Schützen könne man diese Menschen trotzdem kaum: die Kinder weit entfernt, der Geist nicht mehr so schnell und klar. „Da wäre ich gern Millionärin, um allen helfen zu können.“

Was hilft ihr, wenn sie mal Abstand braucht? Wolffs Lebensgefährtin sei ein guter Gesprächspartner, mit ihm rede sie ganze Abende lang. „Den Fernseher schalten wir gar nicht mehr ein.“ Überhaupt: Nachrichten, das Weltgeschehen, das lasse sie nicht mehr ständig auf sich einprasseln, das schaue sie in den Mediatheken, wenn sie es will. Auch die Zeiten des Reisens und Umherziehens scheinen vorbei. Heute ist es Ruhe, die ihr guttut. Heute möchte sie nichts lieber als die Stille in ihrem Zuhause genießen. Die Kraft und Sicherheit, die Wolff ausstrahlt, jetzt mit Anfang sechzig, die schöpft sie aus dieser Ruhe. Wolff legt sie in jedes Wort, wenn sie ihre Kunden fragt: „Möchten Sie erzählen?“

Hiltrud Bontrup

Lotsen aus dem Tal

Wenn zwei Menschen lange und eng miteinander arbeiten, genügt manchmal ein kurzer Blick. Heinz Habermann und Gudrun Midding engagieren sich ehrenamtlich für den WEISSEN RING und betreuen Kriminalitätsoffer im Main-Kinzig-Kreis. Ende März sitzen sie in einem Raum des Trauerzentrums in Hanau; das Fenster zum sonnigen Garten ist weit geöffnet. Habermann, 69 Jahre alt, blaues Hemd und graue Haare, hat vor sich auf dem Tisch einige Mappen mit Informationen ausgebreitet. Als die Frage aufkommt, welche Art von Fällen sie bisher betreut haben, schaut er kurz zu Midding herüber. Die 58-Jährige sitzt ihm schräg gegenüber und wird daraufhin gleich eine Geschichte erzählen, die eigentlich Thema für einen Horror-Thriller wäre. Doch genau dieser Horror für die Opfer bedeutet mitunter für diese beiden die harte Realität.

„Wir haben Opferfälle vom Handtaschendiebstahl bis zu Sexual- und Tötungsdelikten“, sagt Habermann. Beim Namen Hanau fällt den meisten direkt der rechtsextreme Terror im Februar 2020 ein. Habermann und Midding haben auch die Opfer dieses Tages und deren Angehörige betreut. Aber beide bekommen hautnah mit, dass Mord und Totschlag auch fernab der breiten öffentlichen Wahrnehmung geschehen. Die Opfer werden oft dermaßen aus der Bahn geworfen, dass die Arbeit der Ehrenamtler schon in den kleinsten Details eine große Unterstützung sein kann – und sei es ein Glas Wasser.

Midding erzählt nun den Fall einer Spanierin, deren Partner in Drogengeschäfte verwickelt war. Dafür musste er mit dem Leben bezahlen – und streng genommen gilt das auch für sie, obwohl sie überlebte. Die Frau wusste nichts von den „Geschäften“ ihres Partners. Das Paar wurde von sieben Tätern, Mitgliedern eines Drogenclans, im eigenen Haus überfallen und über mehrere Stunden dort festgehalten. Der Lebensgefährte wurde ermordet, die Frau konnte gerade noch entkommen, bevor das gemeinsame Haus in Flammen aufging. „Sie hatte nichts mehr – nur noch das, was sie am Leib trug“, erzählt Gudrun Midding.



Beim Namen Hanau fällt den meisten direkt der rechtsextreme Terror im Februar 2020 ein. • Foto: Christoph Hardt/Geisler-Fotopress

Die Frau überlebte also knapp einen Mordanschlag, sah ihren Lebensgefährten sterben und stand vollkommen mittellos da. Der Schock in so einer Situation ist nur schwer zu ermessen – doch noch gravierender war die Einsamkeit des Opfers nach dem Schock. „Da war es wichtig, dass einfach jemand da ist“, so Midding. „Ich habe sie zum Prozess begleitet und den ganzen Tag im Gericht gesessen. Sonst wäre sie auf sich allein gestellt gewesen.“ Es sei auf Kleinigkeiten angekommen: mal ein Glas Wasser reichen oder ein Taschentuch, mal dem Richter signalisieren, dass das Opfer eine Pause benötige. Kleine Hilfen mit großer Wirkung.

Über mehrere Jahre begleitete Midding die Frau, die auch um finanzielle Hilfen kämpfte. Die Opferentschädigung wurde ihr jedoch vorenthalten, da das Versorgungsamt

anzweifelte, dass sie vom Doppelleben ihres Partners nichts gewusst habe. „Die Frau war komplett verzweifelt. Da ist man kurz davor, aus eigener Tasche zu helfen“, so Midding. Diese Gefahr besteht häufig: dass das Engagement der Ehrenamtler in ihren privaten Bereich hineinreicht. Midding sagt deshalb: „Da muss man schon einen Cut machen.“

Neben dem harten Fall der Spanierin hat Midding auch mit Opfern von sexuellem Missbrauch zu tun – auch bei Übergriffen innerhalb einer Familie und bei kleinen Kindern. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen teilen sich die Schwerpunkte auf. Insgesamt sieben Ehrenamtler helfen den Opfern im Main-Kinzig-Kreis, vor Corona trafen sie sich alle vier Wochen. Nun sprechen sie sich telefonisch ab oder begegnen sich in zur Verfügung gestellten Räumen wie hier im Hanauer Trauerzentrum. Betroffene können sich über das Opfer-Telefon melden oder übers Internet Kontakt aufnehmen.

Gudrun Midding wurde im Jahr 2010 durch eine Ehrenamtsbörse auf den WEISSEN RING aufmerksam. Zuvor hatte sie mit ihrem Mann eine Firma für Abfallentsorgung geleitet. Zunächst hospitierte sie, seither ist sie als feste Mitarbeiterin dabei. In einem Grundseminar zur Begleitung und in Aufbau Seminaren zu Psychologie, Strafrecht, Prävention oder Mobbing hat sie sich seither fortgebildet. Das ist ein enormer Aufwand für ein Ehrenamt und brachte den einen oder anderen Bekannten natürlich zu der Frage: Warum tust du dir das alles an? Midding sagt: „Die Opfer haben keine Lobby, sie brauchen Hilfe.“ Viele Betroffene hätten einen Tunnelblick entwickelt; da helfe es ungemein, neue Perspektiven aufzuzeigen.

Genau darum ging es auch Heinz Habermann. Er sagt: „Die Polizei schaut meistens auf den Täter, die Opfer werden alleingelassen.“ Damit spricht er aus Erfahrung: 32 Jahre lang arbeitete er als Kriminalbeamter, zehn Jahre als hauptamtlicher Bürgermeister. Seit 2014 befindet er sich im Ruhestand. Langeweile kommt bei ihm aber nicht auf, Habermann besitzt von jeher eine soziale Ader. So engagiert er sich auch im Vorstand einer regionalen Wohnungsbaugenossenschaft; durch diese Funktion konnte er bereits mehreren Opfern zu einer dringend benötigten Wohnung verhelfen. Darüber hinaus ist er noch als ehrenamtlicher Ortsgerichtsschöffe in seiner Heimatgemeinde tätig.

Schon während seiner Zeit als Polizist kümmerte er sich um Jugendliche und Menschen mit Migrationshintergrund. Nach seinem Ausscheiden wies ihn ein ehemaliger Kollege darauf hin, dass es Vakanzen beim WEISSEN RING gebe. Seither betreut Habermann auch Fälle, die ihn später nicht

loslassen – so wie bei einem weiblichen Opfer, dem in den Kopf geschossen wurde. Glücklicherweise nutzte der Täter eine umgebaute Schreckschusswaffe, anderenfalls hätte das Opfer den Angriff sicherlich nicht überlebt. Manchmal kommt die „déformation professionnelle“ als Polizist noch durch: Zwar ermittelt Habermann natürlich nicht mehr selbst, aber er hat ein besonderes Augenmerk darauf, wie die Polizei vorgeht.

Eine seiner Betreuungen erstreckte sich über zweieinhalb Jahre. Das Opfer war offenbar psychisch erkrankt und rief ihn ständig an. „Ich konnte auch nicht ‚nein‘ sagen, aber in diesem Fall bin ich an meine Grenzen gestoßen.“ Generell haben die Ehrenamtler vom WEISSEN RING auch eine „Lotsenfunktion“, so Habermann. Sie können in solchen Fällen Kontakte herstellen zu anderen Anlaufstellen, zu juristischer Beratung oder therapeutischer Hilfe.

Nicht jeder und jede im Ehrenamt hat schließlich ein Jura- oder Medizin-Studium abgeschlossen, doch das Leben und ihre Arbeit waren für die meisten von ihnen „Universität“ genug. So würden Habermann und Midding sich zwar wünschen, dass noch mehr Personen beim WEISSEN RING helfen, schränken aber auch ein, dass das Engagement eine gewisse Lebenserfahrung voraussetze. Beide haben durch ihre vorherigen Berufe bei der Polizei und in der Firmenleitung viel für den Umgang mit Opfern gelernt: Sie zeichnen ein hohes Maß an Hilfsbereitschaft, Menschenkenntnis und Empathie aus. Das ist nicht unwichtig, wenn sie abwägen müssen, welche Reaktionen und Hilfen individuell zu ihrem jeweiligen Gegenüber passen. Dazu gehört auch, die Opfer darauf vorzubereiten, welche emotionalen Auswirkungen ein Gerichtsprozess haben kann. Manche Opfer unterschätzen oder überschätzen sich auf dem Weg, der vor ihnen liegt. Habermann und Midding können hier durch ihre Erfahrung helfen, doch ebenso wichtig: Sie agieren vor allem uneigennützig und unpräzise. Auch bei den Geschichten, die sie erzählen, drängen sie sich nicht in den Vordergrund.

Diese Qualitäten und ihre Erfahrung waren besonders im vergangenen Jahr gefordert – nach dem rechtsextremen Terror in Hanau, bei dem ein Attentäter neun Menschen mit Migrationshintergrund ermordete, danach seine Mutter und sich selbst erschoss.

Von der schrecklichen Tat erfuhren Habermann und Midding am gleichen Abend durch die Medien. Die Bundesgeschäftsstelle in Mainz und das Landesbüro Hessen informierten sie über dieses sogenannte Großschadensereignis, nur wenige Tage nach der Tat saß Habermann bei Angehörigen daheim. Der WEISSE RING half neben der Sofortunterstüt-



Foto: Ron Ulrich

Heinz Habermann und Gudrun Midding engagieren sich ehrenamtlich für den WEISSEN RING und betreuen Kriminalitätsoffer im Main-Kinzig-Kreis. Hidding sagt: „Man merkt in unserer Arbeit relativ schnell, dass man wirklich etwas bewirken kann.“ Und Habermann nickt wissend.

zung beim Umzug von Angehörigen, die weiterhin in der Nähe des Tätervaters lebten, und bei Erholungsmaßnahmen. Selbst „mittelbar Geschädigten“ wie einem Mann, der auf der Flucht seinen Laptop fallen ließ, griff die Organisation unter die Arme. Die Tatortreinigung in einem Kiosk am Kurt-Schumacher-Platz in Höhe von 6.000 Euro übernahm die Opferhilfe ebenso. Insgesamt zahlte der Verein finanzielle Hilfen in Höhe von über 63.000 Euro.

Dennoch konnten nicht alle Wünsche der Opfer erfüllt werden, wenn beispielsweise ein traditionelles Beerdigungsessen für mehrere hundert Personen geplant wurde. In solchen Fällen müssen die Mitarbeiter die Verhältnismäßigkeit prüfen. „Bei den 1.000 Euro Soforthilfe ging es erst einmal darum, die größte Not zu lindern. Der WEISSE RING und auch die Stadt Hanau waren insgesamt sehr großzügig“, sagt Habermann.

Trotz der Pandemiemaßnahmen besteht auch weiterhin Kontakt zu den Opfern und Angehörigen, obwohl diese sich auch in einer eigenen Initiative zusammengeschlossen

haben und die Stadt Hanau einen speziellen Opferbeauftragten eingesetzt hat.

Dem WEISSEN RING war es wichtig, sofort und schnell da zu sein – auch über die Soforthilfe hinaus. So bieten Hilfen bei Erholungsurlauben nicht nur bei den Angehörigen von Hanau eine wichtige Möglichkeit, zumindest zeitweise Abstand zu gewinnen. Und: Die Arbeit der Ehrenamtler geht auch dann weiter, wenn die Opfer nicht mehr im öffentlichen Fokus stehen und sich dann alleingelassen fühlen.

Die Betreuung von Kriminalitätsoffern kann viele Jahre der Hilfe beanspruchen. Dafür setzen sich Habermann und Midding in ihrer Freizeit ein und haben auf diese Art etliche Opfer aus dem dunklen Tal gelotst. Midding sagt über ihr Engagement: „Man merkt in unserer Arbeit relativ schnell, dass man wirklich etwas bewirken kann.“ Und Habermann nickt wissend.

Ron Ulrich

Helen Bonert, Leiterin der Außenstelle Rhein-Sieg

Die Unverwüstliche



Foto: Christian J. Ahlers

Wie stellt man sich jemanden vor, der täglich mit dem konfrontiert wird, was Menschen anderen Menschen antun? Müsste das nicht jemand sein, dem das Leid in Furchen ins Gesicht geschrieben steht? Mindestens aber müsste diese Person ausschließlich ernst auftreten, schon damit niemand an ihrer Ernsthaftigkeit zweifelt. Wie auch immer man sich einen solchen Menschen vorstellt, wie Helen Bonert jedenfalls nicht.

Die Leiterin der Außenstelle Rhein-Sieg sagt nicht nur „Rhein-Siech“ und „sacht“, was gleich für ordentlich Bodenständigkeit sorgt. Die 70-Jährige kann auch kichern wie ein Mädchen. Das aber irritiert nur im ersten Moment. Wer sich die bedrückenden Geschichten anderer anhört, muss selbst stabil sein. Humor ist da nicht nur eine Abwehrkraft, sondern so etwas wie der höchste Ausweis von Stabilität. Wer mit Bonert nur fünf Minuten spricht, begreift: Die ist unverwüstlich. Fels in der Brandung. Schon äußerlich. „Mit den Leuten heulen bringt gar nichts“, sagt sie. „Empathie ja, Mitleid nein.“

Seit 14 Jahren nimmt sie nun schon die Anrufe von Opfern in ihrer kleinen Mietwohnung am Stadtrand von Siegen entgegen. „Wir sind die Ersten, die zuhören. Die kommen mit wahnsinnigen Problemen, wissen nicht genau, was sie erzählen sollen. Da will ich zeigen: Wir helfen dir weiter, wir sind für dich da.“ Dann überlegt sie, welche Mitarbeiterin sie schickt. In Corona-Zeiten fallen die sonst üblichen Hausbesuche allerdings flach. Mord übernimmt sie selbst. „Weil ein Riesenaufwand an Papierkram dranhängt. Das will ich den Mitarbeitern nicht zumuten.“

Da gab es zum Beispiel den erstochenen Taxifahrer, der nie viel verdient hatte. Die Witwe konnte sich nicht mal ein schwarzes Kleid für die Beerdigung leisten. Da sprang Bonert

mit 300 Euro Soforthilfe ein. Sie half auch beim Antrag auf Bestattungsgeld, denn der Staat zahlt genau 1.710 Euro für die Beerdigung von Mordopfern. Weil aber eine Beerdigung „mit allem Pipapo, Kaffee und Kuchen, Trauerkarten, Sarg“ ungefähr 5.000 Euro kostete, sorgte Bonert dafür, dass der WEISSE RING den Rest übernahm.

Im vergangenen Jahr hatte sie einen Fall von sexuellem Missbrauch, eine Jugendliche war von einem Jungen vergewaltigt worden. Danach versuchte sie, sich das Leben zu nehmen. Die Mutter schenkte ihr noch während des Aufenthalts in der Psychiatrie einen Doggenwelpen. Nun wird der Hund auch dank Bonerts Hilfe zum PTBS-Hund ausgebildet. PTBS steht für posttraumatische Belastungsstörung. Nach der Ausbildung darf das Tier das Mädchen in die Schule begleiten. „Normalerweise ist eine Dogge kein Hund, der schlau ist“, sagt Bonert, „sondern ein dummes Brot auf vier Füßen.“ Das ist eine dieser Stellen, an denen Bonert kichert. „Dieser Hund aber ist soweit gut genug, dass man ihm die Ausbildung zutraut.“

Bonert kann aber auch bei Kleinigkeiten helfen. Einmal hat sie eigenhändig ein Schloss ausgetauscht für eine Frau, damit ihr Mann nicht mehr ins Haus kam.

Seit 2006 engagiert sich Bonert für den WEISSEN RING. Ein Jahr später wurde sie Leiterin der Außenstelle. Kurz zuvor war sie mit 55 in Pension gegangen, nach Jahrzehnten bei der Bundeswehr. „Dann ist urplötzlich Urlaub und der wird immer länger und kein Schwein ruft dich an. Wenn noch dein Mann stirbt, und der war gut, und der war richtig gut, dann werden dir die Beine weggezogen. Da kommt der Punkt, an dem du dich fragst: Was machst du mit deinem Leben? Du musst was machen, sonst gehst du kaputt.“ Sie suchte im Internet. Sie wollte was für sich tun. Sie wollte was für andere tun. Sie wollte was zu tun haben. Sie wollte selbst Entscheidungen treffen können, wie sie es von ihrem Beruf gewohnt war. „Das kann ich nun alles, teilweise 40 Stunden die Woche.“ Dass die Geschichten der Opfer sie zwar beschäftigen, aber nicht belasten, hat auch mit ihrer Zeit bei der Bundeswehr zu tun. „Ich habe viele böse Sachen gesehen, viele Tote, den Krieg in Jugoslawien.“

Als sie zur Bundeswehr ging, dort Elektrotechnik studierte und dann bei der Luftwaffe Karriere machte, hieß sie allerdings noch nicht Helen, sondern Armin Bonert. Frauen durften damals nur in der medizinischen Abteilung arbeiten. Bonert aber war biologisch noch ein Mann. Ein Electronic Warfare Officer, elektronische Kampfführung also, unter anderem dafür zuständig, das Transportflugzeug Transall innerhalb von 21 Tagen so umzubauen, dass es auf keinem Radar auftauchte. Zum Beweis landeten sie in unter Beschuss in Sarajevo. Bis nach China kam Bonert, horchte dort die Russen aus, wie sie sagt. „Ich habe einen Spezialauftrag bekommen, den hatte nur ich.“

„Den höchsten militärischen Orden habe ich als Frau bekommen, nicht als Mann.“

Helen Bonert

Bonert heiratete zweimal, wurde zweimal Vater. Doch sie habe sich immer schon komisch gefühlt, aber „ich wusste nicht, warum ich so bin, wie ich bin.“ Es war noch nicht die Zeit, in der man im Internet mal kurz nachschauen konnte, was mit einem los ist. Erst mit Mitte 40 erfuhr Bonert, dass es so etwas gibt: Transsexualität oder Transidentität. Geboren im falschen Körper. Nun musste etwas passieren. Sie vertraute sich ihrem Chef an, der sprach mit seinem Chef.

Bonert war der erste bekannte Fall von Transidentität bei der Bundeswehr. Sie bekam ein Jahr Krankenschreibung für die Behandlung, die Operationen, den Weg von Armin zu Helen. Helen war der Name, den ihre Mutter für den Fall vorgesehen hatte, dass sie ein Mädchen auf die Welt bringen würde. „Kim hätte nicht gepasst“, sagt Bonert.

Ihre Kinder durften weiter Papa sagen, für alle anderen hieß sie fortan Helen. „Ich habe einen 70-Seiten-Essay geschrieben, wie ich in der Bundeswehr behandelt werden möchte“, sagt Bonert. Diskriminiert fühlte sie sich dort nie. Nur einmal sah sie ein Staboffizier doof an. „Den habe ich zu einem Gespräch eingeladen. Der kam mit seiner Meinung rein in mein Büro und mit meiner wieder raus.“ Bei der Luftwaffe konnte sie nach dem Abschluss der geschlechtsangleichenden Operationen 1999 nicht bleiben, nur der Sanitätsdienst war offen für Frauen. „Ich war froh, dass ich nicht gehen musste.“ Dort war sie für alle bildgebenden medizinischen Verfahren der Bundeswehr zuständig, Röntgengeräte, Mikroskope. „Den höchsten militärischen Orden habe ich als Frau bekommen, nicht als Mann.“

Die Arbeit im Ehrenamt hat ihr dann eine neue Aufgabe gegeben. Manchmal wünscht sie sich allerdings ein wenig mehr Anerkennung. „Danke zu sagen, ist sehr oft schwierig. Viele Opfer sagen hinterher sogar, sie könnten nicht Danke sagen. Aber dann geht am Ende des Jahres die Schelle, und jemand steht da mit einem Blumenstrauß.“

Es gibt auch Menschen, die bei ihr anrufen und am Ende unzufrieden sind. „In vielen Fällen haben sie Geld erwartet und keines bekommen. Wenn Leute finanzielle Erwartungen äußern, bin ich knochenhart. Dann kriegen die nichts. Wir sind mildtätig und gemeinnützig, aber dumm sind wir nicht.“ Sie hat mal die Betreuung eines Opfers abgebrochen, als eine Mitarbeiterin von dem Mann sexuell angegangen wurde. „Es gibt aber auch einfach Leute, die kommen mit meiner Art nicht klar“, sagt sie.

Zwei Jahre will Bonert noch die Anrufe entgegennehmen, dann soll Schluss sein. „Ich erziehe gerade meine Stellvertreterin. Wenn sie laufen kann, höre ich auf.“

Sebastian Dalkowski

Hessen

Die Junge Gruppe in Hessen wirbt auch in Zeiten von Corona fleißig für den WEISSEN RING und die Arbeit der Opferhelfer. Eine kontaktlose Aktion fand im März in Frankfurt statt. Am Zaun einer Kleingartenanlage hatten Julia Preßler, Jugendbeauftragte in Hessen, und ihre Mitstreiter der Jungen Gruppe mit Sonnenblumensamen gefüllte Tütchen mit aufgedrucktem Vereins-Logo befestigt. Spaziergänger konnten sich die kleinen Präsente einfach vom Zaun ‚pflücken‘ und mitnehmen. Die Blumen-samen sollten nicht nur Freude bereiten, sondern auch die Kontaktdaten des WEISSEN RINGS bekannter machen. Lange dauerte es nicht, bis alle Blumen-Tütchen weg waren. „Doch kontaktlose Aktionen ersetzen nicht die persönlichen Gespräche“, erklärt Julia Preßler. „Wir freuen uns, wenn diese bald wieder möglich sind.“

Foto: Julia Preßler



Rheinland-Pfalz

Im Landesverband Rheinland-Pfalz werden auch in Pandemie-Zeiten neue ehrenamtliche Mitarbeiter ausgebildet: digital im E-Learning-Format. Insgesamt 21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben das Online-Grundseminar im April / Mai erfolgreich absolviert. Mit dabei dieses Mal auch Ehrenamtler aus den Landesverbänden Hessen und dem Saarland. Auf einer digitalen Plattform wurden alle Seminarinhalte in thematischen Blöcken angelegt. Vier Wochen hatten die Teilnehmenden Zeit, sich die Grundlagen für die Betreuung von Kriminalitätsoptionen im Selbststudium anzueignen. Zur Vertiefung der Lerninhalte und um die Mit-Lernenden kennenzulernen und sich auszutauschen, gab es begleitend drei Videokonferenzen mit den Fachreferenten.

Foto: Jasmin Harff-Cassel



Baden-Württemberg

Damit möglichst niemand im Schwarzwald-Baar-Kreis auf falsche Enkel oder Polizisten hereinfällt, hat die dortige Außenstelle des WEISSEN RINGS eine Aufklärungsaktion zum Thema Telefonbetrüger gestartet. Im ganzen Kreisgebiet wurden Plakate mit der Aufschrift „Kein Anschluss... für Betrüger am Telefon“ verteilt. Ganz gezielt auch an Apotheken, um bewusst viele ältere Mitmenschen zu erreichen und für das Problem zu sensibilisieren. Denn auch im Schwarzwald-Baar-Kreis betreut der WEISSE RING zahlreiche Opfer dieser Betrugsmasche. Für Außenstellenleiter Jochen Link ist es wichtig, die Gefahren zu benennen und aufzuklären. „Wissen und Wachsamkeit sind der beste Schutz.“

Foto: Privat





📍 Schleswig-Holstein

Um Opfern häuslicher Gewalt Mut zu machen, sich Hilfe zu suchen, hat der WEISSE RING Schleswig-Holstein im Mai eine bundeslandweite Plakat-Aktion gestartet. In Bussen des öffentlichen Personennahverkehrs appelliert der Landesverband, „sich laut zu machen“ und Schutz und Hilfe zu suchen. Einen Monat lang, von Mitte Mai bis Mitte Juni, waren die Plakate der #machdichlaut-Kampagne in rund 200 Bussen auf unterschiedlichen Linien kreuz und quer durch Schleswig-Holstein zu sehen, um Fahrgäste auf die Problematik häuslicher Gewalt aufmerksam zu machen und Betroffene zu ermutigen, sich an den WEISSEN RING zu wenden.

Foto: Harald Rothe



📍 Bayern-Nord

Junge Menschen stärken und vor Cybermobbing, Hass und Gewalt im Netz schützen – in der aktuellen Pandemie-Situation wichtiger denn je. Ute Wölfelschneider vom WEISSEN RING in Miltenberg liegt das Thema sehr am Herzen. Deshalb hat die Außenstellenleiterin Anfang Mai gemeinsam mit dem Kreisjugendring eine virtuelle Fortbildung zur Problematik für Jugendverbände organisiert und durchgeführt. Wo liegen die Gefahren? Wie kann jemandem geholfen werden? Gerade in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in ihrer Freizeit sollen Gruppenleiterinnen und -leiter wissen, an wen sie sich im Verdachtsfall wenden können, um gemeinsam Hilfe zu suchen. Zum Beispiel an den WEISSEN RING.

Foto: Privat

📍 Bayern-Süd

Opfer von Gewalt haben nun auch an der Universität Passau eine Lobby. Der WEISSE RING hat Studierende überzeugt, und diese revanchieren sich mit einer eigenen Hochschulgruppe. Etwa 25 Studierende bilden die neue gemeinnützige Gruppe. Die Initialzündung kam von Laura Zettl und Cristina Becker. Beim Außenstellenleiter für Passau, Dr. Christian Baumgartner, rannten die beiden Studentinnen offene Türen ein. „Als ich meinen Freunden erzählt habe, dass ich mich beim WEISSEN RING engagieren möchte, wusste fast keiner, was das ist. Da kam mir die Idee mit der Hochschulgruppe“, erzählt Christina Becker. Wie die Mutter-Organisation möchte auch die Hochschulgruppe helfen und zugleich präventiv arbeiten: „Wir wollen den Verein bekannter machen, auch innerhalb des Uni-Betriebs, mit Infoständen, Vorträgen und Projekten zur Kriminalprävention“, kündigt Cristina Becker an.

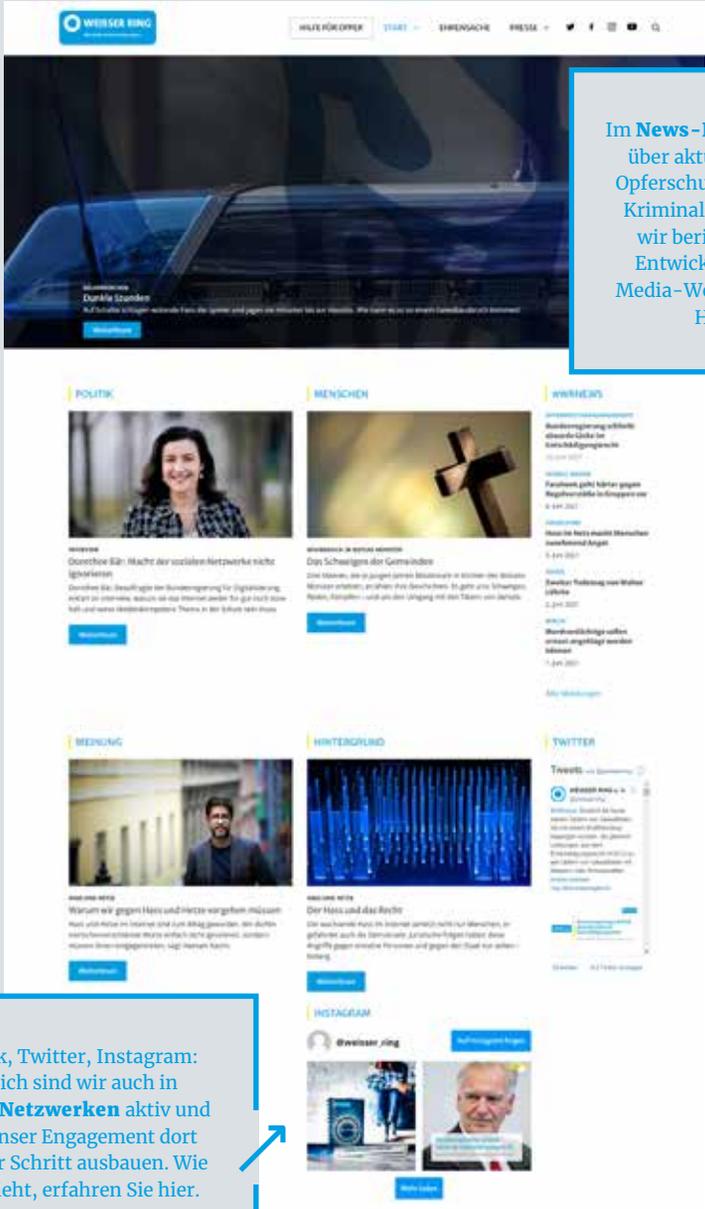
Foto: Christine Pierach



Neue Homepage

Ausführliche Hintergrundrecherchen, politische Interviews, Meinungsstücke und Porträts: Wir rücken sämtliche Themen rund um den Opferschutz in den Fokus. Damit möglichst viele Menschen dafür sensibilisiert werden, veröffentlichen wir die Texte aus dem Magazin „Forum Opferhilfe“ jetzt auch auf unserer neuen Homepage – kostenlos und frei zugänglich. Wir freuen uns über Ihren Besuch! presse.weisser-ring.de

Was wäre der WEISSE RING ohne die Menschen, die sich für ihn einsetzen? Nichts. In der „Ehrensache“ stehen diejenigen im Mittelpunkt, die sich für den Verein engagieren: die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.



Im News-Bereich informieren wir über aktuelle Themen aus dem Opferschutz: Gesetzesinitiativen, Kriminalprozesse, Jahrestage – wir berichten aber auch über Entwicklungen in der Social-Media-Welt und im Kampf gegen Hass und Hetze.

Facebook, Twitter, Instagram: Natürlich sind wir auch in sozialen Netzwerken aktiv und wollen unser Engagement dort Schritt für Schritt ausbauen. Wie das aussieht, erfahren Sie hier.